



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Sonnenwende.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Marie Bernhardt.

(7. Fortsetzung.)

Ob ich es ihr sagen soll? Ob ich es ihr nicht sagen muß?" fragte sich Annie Gerold hochklopienden Herzens, während sie sich an dem Theetisch zu schaffen machte. Es stand ihr sehr reizend, wie sie, eine zierliche gestickte Schürze vorgebunden, unter dem warmen Licht der großen Hängelampe mit dem silbernen Theesessel hantierte, die Teller mit Butterschnitten und kaltem Fleisch zurechtstellte und das alles mit so ruhiger Innmuth that. „Wie sie ihrer Mutter gleicht!“ dachte Thekla, die mit lässig übereinandergelegten Händen in ihrem weiten Lehnstuhl ruhte. „Die war genau solch entzückendes Hausmütterchen, und wer wollte es meinem Vater verdenken, daß er ganz in Liebe und Bewunderung aufging? — Das thörichte Kind!“ sehten sich Theklas Gedanken fort. „Jetzt hat sie irgend etwas zu berichten, wozu es am Nachmittag vor allen sogenannten Freundschaftsbesuchen nicht gekommen ist, und nun weiß das arme, kleine Geschöpf nicht, wie es das anfangen soll! Das kommt aber davon, daß ich meine Gefühle für das Kind meistens so sorgfältig verberge und immer so kühl und spöttlich mit ihm rede! Und unser Vater hat doch ausdrücklich zu mir wiederholt gesagt: Faß mir das Vögelchen faust an, — und vor allen Dingen dann, wenn sein Herz erwacht und

die Liebe darin einzieht! Aber springe einmal jemand über seinen eigenen Schatten! Ich komme mir so lächerlich vor, wenn ich



Die Weininger: Amanda Lindner als Jungfrau von Orleans.

Von C. W. Allers.

einmal weich und gefühlvoll bin, ich bin es so an mir gewöhnt, den Verstand reden und das Herz schweigen zu lassen — und doch kann kein Mensch auf der Welt — nein kein einziger! — mein Kind so lieben, wie ich es liebe! Wie soll ich denn jemals weiterleben ohne das Vögelchen? Das wäre ja, als wenn man einem Menschen auf Nimmerwiedersehen die Sonne fortnehmen würde. Aber freilich, freilich — als ob es sich um mich handelte! Mein Kind hat seine erste Liebe gefunden, — das ist's! Ob es auch die echte, die wahre sein wird?“

Und Thekla seufzte unwillkürlich tief auf. Sofort war Annie neben ihr.

„Liebe Thea, Dir ist doch nicht schlechter?“

„Im Gegentheil, Lieb-ling! Ich habe heute meinen guten Tag! Heute siehst Du, könnte ich alles mögliche reden und — hören!“

„Kluger Thea!“ flüsterte Annie und wandte das Gesicht weg, um dessen Er- röthen nicht sehen zu lassen. „Nach dem Abendbrot!“ setzte sie hastig hinzu, da die Thür sich aufthat und Agathe mit einem Servierbrett eintrat.

„Nein, was für ein hübsches Bild!“ rief die alte Frau — Annie hatte sich

auf die Seitenlehne des Sessels gesetzt und den Arm um Thekla geschlungen, deren Wange sie an die ihrige drückte. „Wie das reizend aussieht, — unser liebliches Vögelchen“ —

„Neben einer halbverhungerten Maus!“ ergänzte trocken Thekla, welche es liebte, Agathens Ueberschwänglichkeiten in dieser Weise zu beenden.

„Gott soll mich behüten! Was für ein Vergleich ist das? Halbverhungerte Maus! Hat man es je gehört, daß eine Dame sich selbst so nennt?“

„Nun, dann hört man es jetzt!“ meinte Thekla gelassen. „Was tischen Sie denn da für gute Sachen auf, Frau Oberhof-tafelbedeckerin? Das mit dem Halbverhungertsein war mein heiliger Ernst. Geschwind den Thee her, Vögelchen!“

„Hier, Thea!“

„Fräulein, nehmen Sie diesen Fleischsalat, ich hab' ihn genau so gemacht, wie Sie ihn gern mögen! Kann ich sonst noch etwas besorgen?“

„Feuer in den Kamin, Agathe, — nicht wahr, Thea? Bitte!“
 „Bei diesem Frühlingswetter? Aber mag's drum sein, die Abende sind noch kühl!“

Das Holz lag schon kunstgerecht aufgeschichtet im Kamin, gleich lobten die Flammen auf und spiegelten sich in dem braunen Eichengetäfel; das schöne, hohe Speisezimmer bot ein Bild des Geschmacks und Behagens.

Wäre Annie noch das kleine Mädchen früherer Tage gewesen, die ältere Schwester hätte ihr zugerufen: „Spiele nicht mit dem Essen, sondern is' auf, was Du auf Deinem Teller hast!“ Nun, das ging jetzt nicht mehr gut an, und Thekla sah still zu, wie Agathens schöne Lederbissen beinahe unangerührt beiseite geschoben wurden. Dann kam der alte Lamprecht, den Tisch abzuräumen, die Schwestern wechselten ein paar freundliche Reden mit ihm, er fuhr Thekla in ihrem Räderstuhl zum Kamin, Annie holte sich ein kleines geschmücktes Bänkchen, setzte sich zu Theklas Füßen, und nun blieben die Schwestern allein. Draußen ging der Frühlingswind über die erwachende Welt und sang den Menschen sein altes, immer neues Auferstehungslied zu — hier drinnen legte ein junges Menschenkind sein Haupt auf die Kniee der Kranken und sagte leise: „Thea — morgen wird er hierherkommen.“

„Wann, mein Kind?“ fragte die andere ebenso leise zurück.

„Zwischen fünf und sechs Uhr, habe ich ihm gesagt.“

„Und meinst Du —“ fing Thekla zögernd an.

„Ach, ich weiß nicht — weiß gar nicht! Er hat nichts Bestimmtes gesagt, aber er sah so ernst und bewegt aus!“

„Ihr habt heute lange zusammen gesprochen in der Gemälde-ausstellung?“

„Ja, sehr lange — darum kam ich so spät! Ach, und sein Bild! Thea, Thea, daß Du dies Bild nicht sehen kannst!“

„Die jungen Mädchen wollten heute ein paar Mal darauf zu sprechen kommen, aber Du hast es immer zu verhindern ge-wußt, Kleine — und sehr gewandt, wie ich zugeben muß.“

„Ja — ich konnte es nicht zulassen, daß die darüber ur-theilen. Das ist ein Bild, so unbeschreiblich schön — man könnte es vielleicht in Musik setzen, aber niemals schildern.“

In der Stille, die hier eintrat, streichelte Thekla sanft das kastanienbraune Köpfchen, das in ihrem Schoß lag.

„Thea,“ fing die junge, vollkommene Stimme wieder an, „mir will es scheinen, als ob Du Dich nicht recht freuen könntest!“

„Das wird kommen, Liebling! Meinst Du, ich sei so herzlich und selbstständig, mich nicht an Deinem Glück mit zu freuen? Aber erst muß es doch da sein — Dein Glück — und ich muß es als solches erkennen! Sieh, mein Herzblatt, dieser Mann ist allen fremd, niemand kennt ihn, niemand kann mir etwas über ihn sagen, und so oft ich mich auch über meines Vögelchens richtigen Blick und treffendes Urtheil gefreut habe . . . hier bin ich mit Recht ein wenig mißtrauisch, denn ein leidenschaftlich liebendes Mädchenherz kann keine Beweisführung abgeben.“

„Wenn es nicht gerade die beste Beweisführung wäre, daß es eben diesen Einen so leidenschaftlich liebt!“

Solche unwiderlegbaren Aussprüche überraschten Thekla oft bei Annie — gerade so hatte auch Annies Mutter oft gesprochen.

„Und Du wirst — wirst Du — mich auch immer lieb be-halten, Thea, wenn es — wenn es — so kommt?“

Es klang sehr bittend und demüthig, und dazu küßte ein bebender Mund Theklas Hand.

„Ich — Dich? O, Du mein Kleines! Wie kannst Du nur fragen? Aber Du, in Deinem neuen, großen Glück —“

„Du weißt, daß ich Dich noch viel, viel lieber dann haben werde, wenn das möglich ist — nicht wahr, Thea, Du weißt es? Nie hab' ich es verstehen können, wie das Glück eugherzig machen kann! Tausendmal besser sein als bisher, und gut und hilfreich und geduldig mit andern, und immer geben, geben von dem eigenen, unerschöpflichen Reichthum — Gott danken und ihn noch viel inniger lieben als bisher, und alle Menschen lieb haben —“

Das Glaubensbekenntniß kam nicht zu Ende. Thekla preßte die junge Schwester an sich und murmelte gerührt:

„Segen über Dein goldenes Herz! Daß er es nur zu würdigen versteht!“

„Ach — würdigen! Er!“ Wieder eine Pause — endlich kam es sehr, sehr schüchtern und zaghaft über Annies Lippen:

„Thea — hast Du eigentlich — eigentlich — früher, meine ich —“

„Jemand geliebt?“ vollendete diese ruhig. „Nun, Vögelchen, darüber hast Du Dir gewiß schon oft den Kopf zerbrochen?“

Es kam keine Antwort.

„Und mit Dir viele, die hier ein- und ausgehen,“ fuhr Thekla, allmählich in ihre gewohnte Redeweise übergehend, fort, „junge, naseweise Mädchen und würdige Mütter und reisere Damen — den Männern wird es herzlich gleichgültig sein. Aber die Weiber! Die alte Thekla Gerold — der Krüppel — das häßliche, franke Geschöpf — die gelehrte alte Jungfer — ob die wohl jemals geliebt haben kann? Unmöglich! Sie, die sich so groß thut mit ihrer Klugheit, mußte doch so genau, wie zwei-mal zwei vier ist, wissen, daß das nie im Leben erwidert werden konnte, und wenn ihr der eigene Vater hundertmal aus Mitleid weisgemacht hat, sie sei ganz etwas Besonderes —“

„O nein, Thea! Liebe Thea! Nicht so! Ich bitte Dich!“

„Nein, nein, Vögelchen; ich will Dir nicht wehthun! Wo ernsthaft denn! Ja, trotz dieser sogenannten Klugheit, Geistes-schulung, Selbsterkenntniß — ist es mir gegangen wie andern auch, es hat mir das alles nichts geholfen. Das war zu der Zeit, als Deine Mutter zu uns ins Haus kam, begleitet von einer ganzen Schar von Hausfreunden, ehemaligen Verehrern, Bettern — was weiß ich! Und unter ihnen war einer, der that es mir an — Du wirst vielleicht denken, ein ernst, gelehrter Herr, mit allen Schätzen des Wissens ausgerüstet . . . nichts von alledem! Ein junger, heiterer, frischer Offizier — weißt Du, wer ihm ein wenig ähnlich sieht? Der Majorlieutenant von Conventius! — Es war damals soviel Liebe um mich her — wohin ich nur sah. Unser Vater war vollständig verwandelt, das Glück leuchtete ihm aus den Augen, lachte ihm von den Lippen, klang ihm aus der Stimme — und sie, unser Sonnenstrahl — nun, wer selbst einer ist wie Du, kann wohl nicht ganz den Zauber begreifen, der von einem solchen Wesen ausgeht; sie, Deine schöne, junge Mutter, liebte unsern Vater gleichfalls mit der ganzen Kraft ihrer frischen, ungebrochenen Seele . . . Wohin ich nur blickte, sah ich Liebe, Glück und Hingebung, und ich war damals selbst noch jung und merkte eigentlich zum ersten Male, daß ich auch ein Herz besaß, nicht bloß das bißchen Verstand, wovon alle Welt soviel Aufhebens machte, weil die Menschen wohl sahen, daß ich sonst nichts anderes hatte, womit ich Staat machen konnte, son-dern einzig und allein auf die Wissenschaften angewiesen war. Jener junge Offizier war ein entfernter Vetter Ellinors, Deiner Mutter, und auch ein ehemaliger Freier von ihr — sie hatte alle andern abgewiesen, weil sie nun einmal keinen andern wollte als unsern Vater. Nun, der Vetter Lieutenant ging nicht zu Grunde an dem Korb, den sie ihm gab, er gewöhnte sich ganz tapfer daran, sie als eine glückselige junge Frau an der Seite ihres Mannes zu sehen, er kam oft und immer öfter in unser Haus, ein geringesehener Gast bei uns allen — am meisten bei mir! Ich nahm mich wader zusammen, sagte mir's immer wieder vor, daß seine unbefangene Fremdlichkeit mir gegenüber nichts anderes sei als die schuldige Höflichkeit eines wohlherzogenen Menschen gegen die Tochter des Hauses, in dem er soviel Gastfreundschaft genoss — ich sagte mir ferner, daß ich, ein krankes, halb verkrüppeltes Geschöpf, niemals im Leben auf Liebe und Glück An-spruch zu erheben habe, ganz von der Idee zu schweigen, die Gattin eines hübschen jungen Offiziers zu werden . . . liebste Annie, es half mir alles nichts! — Ich hörte unter allen feinen Schritt heraus, wenn er draußen auf der Treppe klang, der Ton

seiner Stimme ließ mein Herz bis zum Ersticken schlagen, und wenn er sich über meinen Sessel neigte, meine kalte Hand herzlich in seine beiden warmen, kraftvollen Hände nahm und mich mit seinen übermüthigen Augen anblinzte; wenn er sein helles, frohes Lachen erschallen ließ, dann war es mir, als ob Jugend und volles, frisches Leben und Gesundheit um mich und in mir wäre — ich vergaß mein ganzes Leiden, all meine Entsagungsgedanken und vernünftigen Vorsätze — ich fühlte mich wohl und glücklich! Er hieß mit seinem Taufnamen Max und gewöhnte sich im Lauf der Zeit daran, mich scherzend 'seine Thekla' zu nennen. Ein Buch, es waren Heines Gedichte, als Einlösung einer verlorenen Wette, das auf dem Titelblatt die Aufschrift zeigte: 'Max seiner Thekla' — besitze ich heute noch.

Es sollte aber nicht immer so schön bleiben, vor allen Dingen nicht so harmlos. Meine Leidenschaft wuchs, ich war namenlos unglücklich an den Tagen, da ich ihn nicht sah, und war er da, dann quälte mich sein Blick, seine Stimme. Ich aß nicht und schlief nicht mehr, meine Stimmung wurde ungleich, das Leben war mir eine Last, meine glückliche und harmonische Umgebung wurde zur Hölle für mich. Ein paar Mal nahm ich mir vor, den Vater zu bitten: Sage Max, er soll uns nicht mehr besuchen — ich ertrage es nicht! Aber das vermochte ich doch wieder nicht. Das sind Dinge, die man wohl mit einer Mutter besprechen kann . . . mit einem Vater, und wäre er noch so gütig, nie! Ach, und ich hatte keine Mutter, denn das schöne, jugendstrahlende Wesen an meines Vaters Seite kam mir mehr wie mein Kind vor!

Dann kam eine Zeit, da blieb er fern — Du wurdest geboren! Ich kostete eine große, zärtliche Liebe für Dich — aber Du hattest ja eine Mutter, die Dich anbetete, einen Vater, der glücklich über Dich war . . . Ihr drei waret Euch genug — ich kam mir überflüssig, ausgestoßen vor, und mein Herz schrie laut nach Liebe, nach Glück, ohne daß ein Mensch es ahnte, denn sie waren alle gut und rücksichtsvoll gegen mich. — Auch er kam nun wieder oft ins Haus, ich strebte aus aller Kraft, mich zu beherrschen, ich wollte und mußte stark sein — ich wollte es, mit Aufbietung meines ganzen Willens! Das aber machte mich ganz krank — viel konnte ich ohnehin nicht vertragen, und wenn der Körper hinfällig ist und die Seele ihm nicht helfen kann, dann ist es traurig um so ein armen Menschenkind bestellt. — Deine Mutter mag vielleicht geahnt haben, wie es um mich stand, ihre schönen Augen ruhten zuweilen mit einem so eigenen, fragend weichen Ausdruck auf mir, sie war sehr, sehr gütig gegen mich, beschenkte mich mit Büchern, Blumen, Kunstwerken, kaufte mir jeden Wunsch ab und behandelte mich mit einer Rücksicht und Zartheit, die mich tief rührte . . . aber freilich, ich hätte zuerst sprechen, sie in mein Vertrauen ziehen müssen, da sie viel zu feinfühlernd war, um zu fragen; aber darüber reden — das konnte ich nicht!

Und mitten in all diese Gräbeleien, diese inneren Kämpfe fiel der jähe Wettertschlag, der das strahlende Glück um mich her, das ich so schwer in meiner Verbitterung empfunden hatte, auf immer vernichten sollte — unser Sonnenstrahl erlosch. Jetzt hatte ich wahrlich keine Zeit, an meinen Herzenskummer zu denken: es galt, einen geliebten Vater vor Verweisung zu bewahren, ein mutterloses Kind zu pflegen, und ich that beides so gut ich's konnte. Inzwischen war das Regiment, bei welchem Max stand, nach einer weit entfernten Garnison verlegt, und ich empfand diese Trennung als etwas, das ganz selbstverständlich mit zu dem großen, tiefen Schmerz, den ich jetzt durchleben mußte, gehörte. — Auch das noch! sagte es in mir, als er wie ein guter, treuer Freund von mir Abschied nahm und meine Rechte zum letzten Mal mit seinen Händen umschloß.

Ich war nun allein — aber ich hatte Pflichten, ich fühlte mich nicht länger überzählig, im Gegentheil, ich wußte, daß ich unentbehrlich war. Mein Vater brauchte mich und auch das kleine, kleine Vögelschen, das da, froh und ahnungslos wie ein solches, Hilfe und Sorgfalt und — Liebe von mir forderte. Freilich wollte es noch manchmal bitter in mir aufwallen, wenn ich die überströmende Zärtlichkeit gewahrte, die mein Vater gegen seine Kleine an den Tag legte. Mich hatte er sorgsam überwacht, gepflegt, geduldig gewartet — aber zärtlich war er, so weit ich auch zurückdachte, nie mit mir gewesen. Er hatte in mir, als ich noch ein halbes Kind war, einen Kameraden gesehen, seinen Amanaussis, oft hatte er mit Bewunderung von meinem

starken Geist gesprochen, und dies alles erfüllte mich mit Stolz und Freude. Jetzt aber, doppelt vereinsamt in meinem Herzen, wünschte ich mir keine verständige Anerkennung, keinen ruhig freundschaftlichen Ton, mich verlangte nach einem warmen, lebendig überwallenden Gefühl . . . dies aber gab unser Vater ganz Dir, seinem Herzenskinde!

Als uns nach einigen Jahren Max seine Verlobung anzeigte, spürte ich noch etwas wie einen dumpfen Schmerz — aber jedes Feuer lischte aus, wenn es ohne Nahrung bleibt — und so ist es mir auch ergangen! — Nun, nun, mein Herzenskind, was giebt es denn da so bitterlich zu weinen? Thut's Dir so leid um meine alten, vergangenen Schmerzen? Das liegt ja nun weit, weit hinter mir, ist längst überwunden, und ich blide so ruhig auf alles zurück, als hätte es statt meiner ein ganz anderes Wesen erlebt!

„Ich glaube Dir's, gewiß, Thea, es ist alles schon so lange vorbei!“ sagte Annie mühsam aus ihren Thränen heraus. „Aber sieh — es ist doch das schönste, tiefste Gefühl, das man haben kann, ein Glück, so unendlich groß wie gar nicht von dieser Erde, wenn man fühlt, daß man liebt und wieder geliebt wird! Und daß Du das nie so recht erlebt hast und es Dir so wünschen müßtest, ohne es je erfüllt zu sehen — Du — mit Deinem reichen, großen Herzen, wenn Du es auch noch so sorgsam vor andern verstecken müßtest — das — das —“

„Sei vernünftig, Liebchen, hör' auf zu weinen! Du hast ein weiches, liebevolles Gemüth, aber nimm Dir das, was ich Dir eben erzählt habe, nicht so zu Herzen. Wer weiß, wenn ich nun ein hübsches, gesundes junges Mädchen gewesen wäre — ob ich mit meinem Auserkorenen hätte glücklich sein können! Ich bin immer eine anspruchsvolle Natur gewesen, weichenhafter Bescheidenheit kann mir keiner nachrühmen, eine gefügige Ehefrau wäre ich schwerlich geworden.“

Es war Theklas alter satyrischer Ton, in dem sie jetzt redete — sie wollte Annies Aufregung dadurch dämpfen.

„Und Du wirst nie mehr sagen — vor allem aber auch nie mehr denken — daß ich anders werden, Dich weniger lieben könnte als bisher?“

Annie hob ihr heißes, verweintes Gesichtchen aus Theklas Schoß empor und sah sie zärtlich bittend an.

„Nein doch! Nein, Du kleiner, gefühlvoller Narr! Wie sollt' ich denn! Wenn zwei sich soviel Jahre hindurch geliebt und so miteinander gelebt haben wie wir, da kann es kein Aushören geben!“

„Und wenn ich auch lange nicht so klug bin wie Du, so hast Du mich doch nicht umsonst unterrichtet und erzogen und soviel mit mir gelesen und geredet — weißt Du, das eine ernste, schöne Jahr nach unseres Vaters Tode? Etwas von dem Geist der gelehrten Thekla Gerold ist auch auf die unbedeutende Annie übergegangen.“

„Dummes Geschwätz! Was nicht in einem Menschen steckt, das kann kein anderer aus ihm hervorzaubern — es steckt schon recht viel in Ellinor, und dies mütterliche Theil, wie noch manches nicht zu verachtende weitere, ist auch in Dir zu finden. Basta! Ich fange wahrhaftig noch an, meinem Kinde Schmeicheleien zu sagen — da hört denn doch die Weltgeschichte auf! Genug der Sentimentalität! Sag' mir lieber, ob Du noch der Meinung bist, Dein Zukünftiger werde mir mißfallen — und weshalb!“

„Ja — weshalb? Wenn ich Dir das nur so recht sagen könnte!“ Annie war von den Knien aufgestanden und blickte nachsinnend vor sich hin. „Sieh, Thea, Dein Geschmach, das ist nun zum Beispiel Frey von Conventius! Ja aber mit dem, so nett und hübsch er ist, könnte ich hundert Jahre in einem Vogelbauer zusammensitzen, ohne daß mein Herz einen einzigen rascheren Schlag thäte, während bei ihm — er — ich — ach, ich kann ihn nicht beschreiben! Du wirst ihn ja sehen!“

Und sie bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und ließ halb lachend, halb weinend zur Thür hinaus. — — —

Zu derselben Stunde saß der Mannenlieutenant von Conventius in seinem bequemen Hausrock an seinem Schreibtisch, auf welchem eine helle Lampe brannte, und arbeitete. Allerlei Karten, Pläne, Zeichnungen, Bücher, kurz, das ganze Material der Kriegswissenschaft lag aufgehäuft um ihn herum, der junge Mann dampfte bestig aus einer türkischen Cigarette, und Zutchen lag, halb

träumend, halb wachend, auf einem zerzausten schwarzen Fell zwischen den Füßen ihres Herrn.

„Hm!“ brummte dieser zwischen den Zähnen. „Die gewünschten Berechnungen bringen einen um das letzte Restchen von Verstand. Mathematik — schwach, kann ich von mir sagen. Warum war ich auch in der Schule nicht fleißiger? Der alte Professor sagte oft genug: ‚Conventius, bei Ihrer Begabung müßten Sie bedeutend mehr leisten.‘ — Er hatte recht, aber diese Neue kommt jetzt jedenfalls zu spät! — Halt' Dein Maul!“

Diese letzte, wenig höfliche Anekdote galt Zülchen, die ein jämmerliches lautes Gähnen ausgestoßen hatte; sie legte beschämt den Kopf zwischen die Vorderpfoten und wedelte bittend mit dem Schwanz.

„Nun? Was ist los?“

Der Bursch steckte seinen Kopf zur Thür herein.

„Herr Pfarrer von Conventius lassen anfragen, ob es dem Herrn Lieutenant genehm wäre, ihn zu empfangen.“

„Natürlich ist mir's genehm. Immer herein, Regi! So — da seh' Dich! Du kommst mir gerade recht, ich war eben im Begriff, mich ganz dumm zu studieren!“

„Aber, lieber Fritz, wie Du es in dieser Luft überhaupt aushalten kannst —“ der Pfarrer räusperte sich und ließ sich kopfschüttelnd in einen Lehnstuhl neben dem Schreibtisch sinken.

„Wollen wir ins andere Zimmer gehen? Mir ist's hier freilich ganz behaglich und ich kann auch nur ordentlich arbeiten, wenn ich rauche. Ohne Cigaretten wäre ich schon rettungslos verdummt!“

„Nein, nein — bleiben wir doch hier!“ wehrte der Pfarrer hastig. „Ich habe ja ganz gesunde Lungen. Also — Fritz . . .“

„Herrgott, Kerchen, Du siehst ja so feierlich aus!“

„Es ist mir auch feierlich zu Muthe, Fritz!“

„Na, denn . . . heraus damit!“ Der Mann schlug dem vor ihm Sitzenden gemüthlich aufs Knie, um ihn anzumuntern.

„Zunächst möchte ich Dich etwas fragen — etwas sehr Ernstes: hast Du — interessirst Du Dich — mit einem Wort: liebst Du Annie Gerold?“

Der Lieutenant schob seinen Stuhl zurück und sah den Better verdutzt an; er konnte auf diese Frage vorbereitet gewesen sein, sie kam ihm aber doch „etwas plötzlich!“

„Wer? Ich?“ fragte er rasch dagegen. „Hast Du denn etwas — etwas Derartiges bei mir wahrgenommen?“

„Nun,“ sagte der Geistliche ein wenig gepreßt, „Du warst von jeher ein Bewunderer weiblicher Schönheit und hast nie ein Hehl daraus gemacht. Fräulein Gerold aber ist ein sehr schönes junges Mädchen, und wie Du bei Weylands den Cotillon mit ihr tanztest — da, Fritz — ja, da sprachen Deine Augen doch recht deutlich!“

„So? Also das thaten sie?“ Der Mann rieb sich nachdenklich mit der Hand das Kinn, die Cigarette war ihm ausgegangen, er achtete nicht darauf. „Ja, sieh einmal, lieber Freund und Better, das ist diesen meinen Augen schon, wie Du richtig bemerktest, recht oft passiert, und wird ihnen passieren, solange es hübsche Mädchen auf der Welt giebt. Weißt der — hier verschluckte der Lieutenant, bildlich gesprochen, den Teufel und setzte, aus Rücksicht auf seinen geistlichen Better, den Kuckuck an dessen Stelle! — weißt der Kuckuck, es muß mir von meinem seligen Papa her im Blut stecken — ich kann gar nicht anders! Heillos brennbarer Stoff! Immer gleich Feuer und Flamme! So, um der Wahrheit die Ehre zu geben, auch hier! Aber — wohlgeremert, Regi — das ist gewesen! Keimweg aus und vorbei! Ich stehe nicht an, zu bekräftigen, daß Fräulein Gerold wirklich ein wunderschönes Mädchen ist — aber ich schwärme sie so platonisch an wie etwa die Venus von Milo und werfe meine unverbesslichen Augen auf ein Objekt oder vielmehr Subjekt, das mir nicht ganz so unerreichbar sein dürfte!“

„Und inwiefern wäre Fräulein Gerold unerreichbar für Dich?“

„Erlaube mal, mein Sohn! Die Mama wird es Dir, ebenfugut wie mir, zugetragen haben, daß besagte Dame, reich und schön wie sie ist, ziemlich hohe Ansprüche stellt und erwiesenermaßen eine ganz hübsche Anzahl ansehnlicher Freier heimgeschickt hat, darunter ein paar sehr nette Kameraden von den Dragonern. Was denen geschehen ist, könnte sich bei mir wiederholen, und ein Korb ist eine unangenehme Sache, mit der Dein Better nichts zu thun haben möchte. Meinen Soldatenstand in allen Ehren, — aber, obgleich fast alle Kameraden darauf schwören, jedes Mädchen nähme einen Lieutenant am liebsten, — manche wollen merkwürdigerweise doch etwas anderes haben, und dies junge Fräulein

mit ihrer eigenen Vornehmheit und ihrer sorgfältigen Erziehung schon ganz sicher. Wozu soll ich mir nun mein angenehmes Selbstgefühl trüben lassen? Ich bin mehrfach da im Hause gewesen und habe die schönen Augen der jungen Dame so unbefangen und standhaft freundlich auf mich gerichtet gesehen, daß ich ein Esel wäre, leidenschaftliche Gefühle für mich in ihr zu vermuthen; somit spiele ich mich mit Erfolg auf den ergebenen Freund auf, und es würde mir sehr lieb sein, wenn ich als solcher eine wirkliche Rolle von ihr zuertheilt bekäme!“

„Eine Rolle? Inwiefern das?“

„Aber, mein guter Regi, wie kommst Du mir denn vor? Spielen wir doch mit offenen Karten! Nachdem Du meine Gefühle sondirt hast — gieb zu, daß ich es Dir kinderleicht machte! — kommst Du an die Reihe, denn Du bist doch nur deshalb zu mir herabgestiegen, um mir eine Beichte abzulegen — wie?“

„Ja denn!“ In das edle Gesicht stieg eine leichte Röthe, und die Augen bekamen ihren schwärmerischen Glanz. „Ich kam, um Dir zu sagen, daß ich Fräulein Gerold — daß ich mich um sie bewerben möchte — daß sie schon beim ersten Sehen einen ganz ungewöhnlich tiefen Eindruck auf mich hervorgebracht hat und daß ich damals schon daran dachte, sie mir für das Leben zu gewinnen. Seitdem habe ich immer an sie denken müssen, trotz aller wichtigen Berufsarbeit — ich — das kann ich Dir nicht so sagen, Fritz — ich denke aber, mein ganzes Leben würde arm und lichtlos sein, wenn sie nicht darin wäre — und wiederum, mein ganzes Leben würde nicht ausreichen, ihr Dank und Liebe und grenzenlose Hingebung zu beweisen, wenn sie mich mit ihrer Reizung beglücken wollte. Ich traf sie heute, wir sprachen miteinander, und ich sagte ihr meinen Besuch für die nächste Zeit zu. Sieh, Fritz, Du gehst dort im Hause schon ein und aus und bist so gewandt und viel weltklüger als ich, der ich zum ersten und sicher auch zum einzigen Mal in meinem Leben — der ich in solchen Angelegenheiten ganz unerfahren bin! Was räthst Du mir nun, zu thun?“

Der junge Offizier sah ganz ungewöhnlich ernst aus, als er seinem Better jetzt nachdrücklich die Hand auf die Schulter legte.

„Hinzugehen — sobald als möglich! — und ihr Deine Liebe zu gestehen — gleichfalls sobald als möglich! Schade, daß es nicht noch heute sein kann!“

Reginald sah etwas beunruhigt aus.

„Du betonst das so seltsam — Du meinst, es hätte solche Eile damit?“

„Das meine ich in der That! Man muß das Schicksal bei der Stirnloke fassen — das ist meine Lösung!“

„Und Du hast diesmal noch einen ganz besonders triftigen Grund dafür?“

Fritz zögerte ein wenig, dann sprach er ein entschlossenes „Ja!“

„Du brauchst darum noch lange nicht die Segel zu streichen — im Gegentheil! Ein Mensch wie Du kann es mit jedem Nebenbuhler aufnehmen — mit jedem! Aber absichtlich dem — dem — andern allerlei Vortheile und Vorsprünge lassen . . . wer wird das wollen? Es ist da so ein fataler Mensch um Deine Angebetete herum — ich muß einschalten, daß ich sie mit Entzücken Cousine nennen und als solche behandeln würde! — ein gewisser Professor Delmont — Du nickst bekräftigend mit dem Kopf, er ist Dir also auch schon aufgefallen.“

„Gewiß! Und scheint mir sehr gefährlich!“

„Lange nicht so schön wie Du — mach' nicht abwehrend Gesen, Du bist schön, und damit Punktum! Aber — leugnen kann ich es darum nicht: dieser Delmont hat verteuerte Vortheile! Der Mensch hat ein so ungläublich anziehendes Gesicht, solch' seltsam tragische Augen — geachtet ist er sicher auch — hat einen großen Ruf als berühmter Künstler — bedeutendes Vermögen — fällt freilich hier nicht sonderlich in die Wagschale — und nun noch das Bild auf der Ausstellung . . .“

„Ich war noch nicht dort, habe es noch nicht gesehen!“

„Ah, ich sage Dir, einfach großartig! Der Engel des Herrn nennt sich das Werk — sonst nicht gerade mein Geschmack, aber das — ich kann nur sagen: Geh' hin und sieh! Fräulein Gerold war da und hat gesehen . . . und zwar mit ihm zusammen, der beinahe zwei Stunden hindurch nicht von ihrer Seite wich! Also noch einmal: was Du thun willst, das thue bald, so bald als möglich!“

Conventius stand hastig auf.



Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Verstiegen.

Nach einem Gemälde von H. Engl.

„Ich will Deinen Rath befolgen, Fritz! Gleich morgen will ich hingehen!“

„Du wirst sehr wohl daran thun! Setz' nur voll ein mit Deiner ganzen Persönlichkeit — die Sache will's!“

„Du hast recht, und ich danke Dir! Guten Abend!“

Die Vettern drückten einander mit einem bedeutungsvollen

Blick fest die Hände. Unter der Thür stieß der Pfarrer auf die Hünengestalt des Rittmeisters Thor von Hammerstein, der mit einer Entschuldigung zurückprallte.

Der Manenlieutenant war aufgestanden, zog den neuen Gast ohne weiteres über die Schwelle und rief dem Davongehenden ein frisches: „Glück zu!“ nach. (Fortsetzung folgt.)

Das Lottchen.

Von Gustav Karpeles.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es war etwa um die neunte Stunde eines schönen Sommermorgens im Jahre 1887, als an der Parterrevohnung des stattlichen Patrizierhauses Esplanade 39 in Hamburg heftig geschellt wurde. Es dauerte ziemlich lange, bis eine scharfe Frauenstimme, ohne zu öffnen, von innen heraus die Frage erschallen ließ: „Die Milchfrau?“

„Nein!“

„Wer sonst?“

„Die Kaiserin von Oesterreich.“

Die Fragende war Frau Charlotte von Embden, die Schwester Heinrich Heines, die Antwortende die Kammerfrau der Fürstin auf Oesterreichs Herrscherthron, die das Andenken Heinrich Heines hoch in Ehren hält und an jenem Tage eigens nach Hamburg gefahren war, um von der einzigen noch lebenden Schwester des Dichters Auskünfte über sein Leben und seine Schöpfungen sich zu erbitten. Man kann wohl sagen, daß seit jenem Tage das Lottchen — so nannte Heine seine Schwester mit Vorliebe — wieder populär geworden ist, nachdem die geschäftige Fama sie jahrelang in Ruhe gelassen hatte. Nur von Autographenjägern und neugierigen Verehrern des Dichters wurde die alte Frau in den letzten Jahren mehr als billig heimgesucht, bis durch die Kaiserin von Oesterreich die Erinnerung an sie, die in stiller Muße ihr Alter genoß, in weiterer Öffentlichkeit wieder wachgerufen wurde.

Am 18. Oktober d. J. feiert die Schwester Heinrich Heines ihren neunzigsten Geburtstag! Ich meine, das ist die würdigste Gelegenheit, um von ihr selbst und von ihren Beziehungen zu dem berühmten Bruder ausführlich zu sprechen.

Charlotte Heine wurde am 18. Oktober 1800 (nicht, wie alle Biographen und auch ich bisher geschrieben, 1803 oder 1805) als die erste Tochter von Samson und Betty Heine in Düsseldorf — zehn Monate nach ihrem Bruder Harry — geboren. Sie war des seltsamen Knaben frohe Spielgenossin; sie theilte seine Arbeiten, seine kindlichen Sorgen und Hoffnungen, und sie blieb auch seine einzige und beste Freundin, die Vertraute seiner Freuden und Leiden bis zu seinem Tode. Lottchen war ein aufgewecktes, ein kluges und munteres Mädchen. Von ihren Jugendspielen mit dem Dichter wissen die Biographen manches hübsche und anmuthige Bild zu entwerfen. Mit Vorliebe suchten die beiden Kinder Reime zu machen. In aller Frühe, wenn die anderen noch in tiefem Schlummer lagen, spielten sie schon miteinander auf dem Hofe. Eines Tages quälte sich Lottchen vergebens; sie konnte die gewünschten Verse nicht finden. Da wandte sie sich an den Bruder: „Dir ist es leicht, Reime zu finden, mir wird es sehr schwer. Wir wollen nun ein anderes Spiel spielen. Ich werde eine Fee vorstellen, wir bauen einen Thurm, und ich bewohne ihn; Du bleibst draußen stehen, singst und findest Reime.“

Und in der That bauten sie nun einen Thurm aus leeren Kisten, die sie beide eine auf die andere stellten. Dann kletterte die Kleine hinauf bis zu der letzten Kiste und sprang hinein. Die Fee war verschwunden; denn die Kiste war höher als das Kind.

Als Heine seine Schwester nicht mehr erblickte, wurde ihm bange und er lief ins Haus, um Hilfe rufend. Charlotte versuchte nun, sich selbst zu befreien, die Kisten fingen an zu schwanken, und furchterfüllt kauerte sie laut weinend in einer Ecke nieder. Als man ihr zu Hilfe eilte, blieb sie still und stumm in der Ecke sitzen. Sie fürchtete Strafe, weil sie ihr bestes Kleid angelegt und beim Hineinspringen zerrissen hatte; doch als sie das laute Weinen ihres Bruders hörte, rief sie ihm zu: „Harry, ich lebe, aber mein Kleid ist zerrissen!“ Nicht ohne Schwierigkeiten wurde sie von dem selbsterbauten Thurm heruntergeholt, und Harry umarmte sie stürmisch, überglücklich, sein Schwesterchen wieder am Leben zu finden. Noch am Abend seines Daseins, wenige Wochen vor

seinem Tode, erzählte Heine, daß er nie den freudigen Eindruck vergessen, den er damals als achtjähriger Knabe empfunden habe.

Die Fürstin de la Rocca, die Tochter von Charlotte von Embden, erzählt in ihren „Erinnerungen“ noch manche lebenswürdige Geschichte aus der Kindheit Heines und seiner Schwester.

Ein schönes Denkmal hat Heine zur Erinnerung an jene Kinderzeit seiner Schwester in dem Gedicht „Heimkehr“ gewidmet, welches folgendermaßen lautet:

„Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh.

Wir haben nach ihrem Befinden
Besorglich und freundlich gefragt;
Wir haben seitdem dasselbe
Mancher alten Nage gesagt.

Wir trählten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei —
„Kikeriki!“ sie glaubten,
Es wäre Dahnengelächre.

Wir saßen auch oft und sprachen
Bersinnig wie alte Leute!
Und klagten, wie alles besser
Gewesen zu unserer Zeit;

Die Kisten auf unserem Hofe,
Die tapezirt wir aus
Und wohnten drin beisammen
Und machten ein vornehmes Haus.

Wie Lieb' und Tren' und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so theuer der Kaffee,
Und wie so rar das Geld! — — —

Des Nachbars alte Kasse
Kam öfters zum Besuch;
Wir machten ihr Büdling' und Knize
Und Komplimente genug.

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und alles rollt vorbei, —
Das Geld und die Welt und die Zeiten
Und Mauden und Lieb' und Tren'.

Da sie ins Leben eintrat, war Charlotte, die nicht nur ein geistreiches, sondern auch ein schönes Mädchen war, bald die gezeigte Heldin auf allen Festen und Ballen in Düsseldorf, die allen jungen Männern den Kopf verdrehte und das Herz schwer machte. Als die Eltern Düsseldorf verließen, war es ihre erste Sorge, Charlotte zu verheirathen. Wenn ich recht unterrichtet bin, war es Heinrich Heine selbst, der bei seinem Aufenthalt in Hamburg die Bekanntschaft von Moritz Embden machte und mit diesem fort während von seiner kleinen Schwester sprach. Embden war neugierig und wollte das schöne, merkwürdige Mädchen kennenlernen. Als er sie sah, hatte er auch bereits sein Herz verloren; sie wurde seine Gattin, und das Hochzeitsgedicht, welches Heine seiner Schwester bei der Vermählung am 22. Juni 1823 auf dem Jollenspieler zwischen Lüneburg und Hamburg machte, soll alle Festgenossen entzückt haben. Er selbst schrieb an Moses Moser: „Es war ein schöner Tag der Festlichkeit und Eintracht. Das Essen war gut, die Betten waren schlecht und mein Oheim Salomon war sehr vergnügt.“

Als Charlotte von ihrem Bruder Abschied nahm, rieth er ihr, die Verse ihres Gatten — denn Moritz Embden versuchte sich in den Musestunden, die ihm sein kaufmännischer Beruf ließ, auch als Dichter — nur ja recht eifrig zu loben, denn sonst könnte das Unterlassen leicht eine Uneinigkeit in der Ehe herbeiführen. Im „Buch der Lieder“ findet sich auch ein hübsches Gedicht, welches diesen Rath an seine Schwester wiederholt:

„Und lobst du meine Verse nicht,
Laß ich mich von dir scheiden.“

Die geistige Entwicklung Heines und seinen wachsenden Dichterruhm verfolgte Charlotte mit der innigsten und lebhaftesten Theilnahme. War sie früher seine liebevolle Gespielin, so wurde sie nun auch die aufmerksame, theilnehmende und rathgebende Freundin ihres Bruders, an die er sich in allen seinen Lebensnöthen wenden durfte. Zwischen ihm und seiner Schwester gab es keine Entfremdung, wie oft er auch mit den Brüdern und manchmal sogar mit dem Schwager in Rank und Streit gerathen mochte. Stets war Charlotte die treue und lebenswürdige Vermittlerin, die entweder des reichen Oheims Horn zu befänstigen oder des Dichters Launen zu beschwichtigen hatte.

Und kein schöneres Zeugniß für des Dichters gemüthstiefe Bruderliebe besitzen wir als das Blatt, welches er in das Album seiner Schwester eingeschrieben:

„Wir können die Menschen füglich in zwei Klassen einteilen: Istens diejenigen, die uns lieben, Aens diejenigen, die uns oft und deutlich sagen, daß sie uns lieben.“

Mich, liebes Lottchen, kannst Du dreist zur ersten Klasse rechnen. Ich bin Dir herzlich gut, wenn ich auch nicht viel Aufhebens davon mache.

Dein Bruder

Harry Heine.“

Wenn Frau Charlotte in ihrem stattlichen, in altpatrizischer Weise vornehm ausgestatteten Zimmer in ihrem Lehnstuhle sitzend den Erinnerungen ihrer Jugend nachgeht, dann ist es vor allem jener Triumphzug, den sie auf einer Badereise in den zwanziger Jahren nach dem Rhein und Süddeutschland gemacht hat, von welchem sie mit besonderer Vorliebe und mit wahrem Eifer erzählt. Zunächst gab sie bei Zimmermann einen Empfehlungsbrief ihres Bruders ab. Zimmermann stellte sie seinen Gästen nur als Madame Embden aus Hamburg vor, aber im Verlaufe des Gesprächs hielt er es nicht länger aus und sagte es allen, daß diese Frau die Schwester Heines sei, und nun war des Jubels kein Ende. In Frankfurt a. M. gab Rothschild ihr zu Ehren eine große Abendgesellschaft. Alle waren schon versammelt, als die mit Spannung Erwartete ankam. Der Diener riß die Thür auf und rief mit Stentorstimme, da er ihren Namen vergessen hatte, in den Saal hinein: „Madame, die Schwester Heines!“ Die interessanteste war aber unstreitig jene Bekanntschaft, welche Charlotte Embden in Göttingen machte. Dort lernte sie den Grafen August v. Platen kennen. Aber vorsichtig umging sie alle Fragen nach ihrer Familie, weil sie glaubte, der Name Heine würde bei dem Dichter keine angenehmen Erinnerungen erwecken. Platen war von ihrer Liebenswürdigkeit entzückt und besuchte sie in ihrem Hause. Als er ihr aber beim Abschiede ehrerbietig die Hand küßte, sagte er: „Gnädige Frau, wollen Sie mir eine Frage beantworten? Haben Sie je die Bibel gelesen?“

Frau Charlotte sah ihn erstaunt an und wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Kennen Sie, meine Gnädige,“ fuhr der Dichter fort, „die Stelle in der heiligen Schrift: Bin ich der Hüter meines Bruders? Seien Sie meiner höchsten Achtung versichert und genehmigen Sie die aufrichtigsten Wünsche für Ihr Wohl. Mögen die Bäder von Schwalbach Ihnen Genesung bringen.“

Charlotte blieb stumm. Als sie ihrem Bruder diese Scene erzählte, wurde Heine ernstlich böse und sagte zu ihr: „Aber, liebes Lottchen, Du hast doch sonst die Zunge am rechten Fleck, wie konntest Du nur schweigen und nicht die Gelegenheit benutzen, ihm sein Unrecht hernach vorzuhalten?“ Die Fürstin de la Rocca berichtet, daß Heine zum ersten Male damals seiner Schwester böse war, daß sie ihn aber mit liebenswürdiger Hingebung bald zu veröhnen und das schöne geschwisterliche Verhältniß wieder herzustellen wußte.

Auch in Paris bewahrte er der Schwester seine treue Anhänglichkeit. Man kann sich wirklich nichts Liebenswürdigeres denken als den Brief, den er am 13. Februar 1834, nachdem er aus Hamburg die Kunde von der Geburt eines Kindes empfangen hatte, nach Hause schrieb:

„Liebe Mutter, lieber Max und liebes Lottchen!

Vor anderthalb Minuten erhielt ich den lieben Brief, worin mir unsere glückliche Niederkunft gemeldet wird. Ihr hattet mich also getäuscht, indem Ihr mir sagtet, daß wir erst zum Frühjahr in die Wochen kämen.

Mit tiefem Weh sah ich dem Frühling entgegen. Mein Herz ist jetzt so erleichtert, daß ich vor Freunden tanzen möchte. — Ich umarme Dich, liebes Lottchen und ich sehne mich nach nichts in der Welt mehr, als daß ich die alte Gud' und Dich, die junge Gud' und Deine kleinen Kücheln wohl wiedersehe. Schreibe mir gleich, wie Du Dich befindest. Lebt wohl und behaltet freundschaftlich im Andenken Euren ergebenen
H. Heine.“

In späteren Briefen beklagt er bitter, daß er ohne Nachricht über das Befinden seiner Schwester sei: „Ein Wochenbett ist doch

kein gewöhnlicher Zustand, und da gebührt es sich wohl, daß ich etwas von dem Wohlbeyn meiner Schwester erfahre. Wenn Ihr mich bei so wichtigen Umständen öfters ohne Brief laßt, kann ich wirklich krank werden. Ich habe mir fest und steif vorgenommen, recht wirklich krank zu werden, um mich an Dir wegen Deines langen Stillschweigens zu rächen.“

Die ganze Liebe zu seiner Schwester bekundet sich aber in den Briefen, welche Frau Charlotte als ein theures Andenken in ihrem Schreibtisch neben ihren eigenen Erinnerungen, die sie sorgfältig aufgezeichnet, mit treuer Fürsorge bewahrt. Es sind etwa 120 Briefe, die meistens an sie selbst gerichtet, voll froher Laune, voll von glücklichem Humor, aber auch voll von bitterem Sarkasmus, voll von tiefer Verstimmung und brennendem Schmerz, je nachdem die Verhältnisse und Lebenslagen waren, in welchen der Dichter sich an seine Schwester gewandt hat. Wie ein Heiligthum thront die Liebe zu dieser Schwester in seinem Herzen, und seine Verstimmung vermochte sie daraus zu reißen.

Als sich die beiden Geschwister im Jahre 1843 wiedersehen, empfanden sie beide eine tiefe und innige Freude. Bei dieser Gelegenheit machte Charlotte die Bekanntschaft von des Bruders Gattin Mathilde und suchte auch mit dieser, so weit dies bei den verschiedenartigen Charakteren möglich war, ein liebevolles und freundliches Einvernehmen herzustellen. In den trüben Tagen, welche dieser Reise folgten, als der Dichter mit seiner Familie wegen der Pension sich entweitete, war Charlotte eine treue Vermittlerin. Aber es gelang ihr diesmal nicht wie früher so oft, den gewünschten Frieden wieder herzustellen.

Nur noch einmal sah sie ihren Bruder wieder; es war im Winter des Jahres 1855, zwei Monate vor seinem Tode. Der Dichter lag schwer leidend in seiner „Matrazengruft“, da trat Charlotte bei ihm ein. Sie litt wahre Qualen bei dieser Zusammenkunft, es war ihr herzerweichend, ihren Bruder, den einst so schönen und lebensfrohen Mann, so abgemagert und hilflos wiederzufinden. Und dennoch hatte die starkgeistige Frau die Kraft, ihm diesen Eindruck zu verbergen. „Sie that alles, um seine Leiden zu erleichtern, sie errieth seine Wünsche, ehe er sie äußerte, sie errieth seine Gedanken, und beide wohlverwandten Seelen verstanden sich, auch ohne zu sprechen. Er küßte die Nähe seiner Schwester, wenn er auch regungslos und mit geschlossenen Augen dasah.“ So erzählt Charlottes Tochter, die Fürstin Marie de la Rocca. Und als Charlotte abreisen wollte, bat sie der Bruder, noch einige Zeit zu bleiben. „Charlotte, wir werden uns nicht wieder sehen!“ wiederholte er beständig. Die Schwester versprach, im Frühjahr wieder zu kommen; die Trennung war eine tiefsehmerzliche, und als das Frühjahr kam, da deckte die feuchte Erde des Bruders Grab.

Charlotte von Embden ist seit dem Jahre 1866 Witwe und lebt nur noch ausschließlich den Erinnerungen an ihren großen Bruder. Ein liebevoller, vornehmer Sohn, Ludwig Freiherr v. Embden, laut testamentarischer Verfügung der Herausgeber des litterarischen Nachlasses von Heine, widmet ihr die zärtlichste Sorge. Und drei glücklich verheirathete Töchter — in Neapel, London und Berlin — schmücken ihren Lebensabend. Noch heute in ihrem neunzigsten Lebensjahre hat sie etwas von der Aumuth ihrer Jugend. Schwabendem Schrittes, rascher als manches junge Mädchen, eilt sie durch die Zimmer. Wenn sie in ihre Erinnerungen sich vertieft, erglänzen ihre Augen in jugendlichem Feuer. Sie kann stundenlang sprechen, ohne sich zu erschöpfen, bis ihr treuer Sohn und wahrhaft hingebungsvoller Pfleger Ludwig sie daran erinnern muß, sich zu schonen. Auch etwas von dem Sarkasmus, von dem scharfen Witz des Bruders ist auf sie übergegangen. In ihren jungen Jahren war das Embdensche Haus ein Mittelpunkt edelster Geselligkeit, wo Karl Gutzkow, Franz Vitzl, Ludwig Wühl, Feodor Wehl, R. Töpfer, die Familie Aßing, Therese v. Bacharach oft und gern verkehrten. Charlotte entzückte damals wie heute — an der Schwelle des neunzigsten Lebensjahres — alle Besucher durch ihren regen Geist, der sich für alle Fragen der Litteratur und Politik interessirt, durch ihren Witz und ihre Liebenswürdigkeit. Die Stunden, welche ich im Hause der liebenswürdigen Greisin verlebt habe, werden mir unvergänglich bleiben. Ihre Erzählungen aus dem Leben Heines sind die beste Biographie des Dichters und charakterisiren sein Leben und Schaffen eindringlicher als die gelehrtesten ästhetischen Biographien, über die Frau Charlotte gelegentlich auch mit einem

* Heine hatte im dritten Bande seiner „Reisebilder“ auf einige Angriffe Platens in überaus scharfer Weise geantwortet.

scharfen Wiß sich lustig zu machen versteht. Für mich ist, da ich diese Zeilen schreibe, namentlich eine ihrer Erzählungen von besonderem Interesse, deren Eindruck mir niemals schwinden wird.

Auf meine Frage nach dem „Rabbi von Bacharach“ erzählte mir Frau Charlotte zum ersten Mal, daß das Werk keineswegs, wie die meisten Biographen annehmen, ein Torso gewesen, sondern daß Heine dasselbe wirklich vollendet habe! Der Hamburger Tempelprediger Dr. Gotthold Salomon, dessen Heine wiederholt in seinen Briefen gedenkt, habe den Roman gelesen und ihn als das beste Bild des altjüdischen Ghettolebens mit warmen Worten gepriesen. Bei dem großen Hamburger Brande im Jahre 1842 aber ging diese Novelle wie alle übrigen Schöpfungen aus des Dichters Jugendperiode leider in Flammen auf. Er selbst schrieb darüber an Ludwig von Embden: „— daß meine Manuskripte und Schriften ein Raub der Flammen geworden, ist mir ein unerfklärlicher Verlust. Diese Manuskripte enthielten die Produkte meiner ersten Jugendkraft, und nie werde ich wieder so schreiben können. Ich wollte sie liegen lassen, um später, wenn meine Geistesfrische abnehmen sollte, was bei meiner geschwächten Gesundheit nicht unwahrscheinlich ist, von diesem Kapital in meinen alten Tagen zu zehren.“

Betty Heine, die Mutter des Dichters, wohnte damals auf dem Neuen Wall, weit von dem Herde des Feuers, das sich aber in den folgenden Tagen immer weiter ausdehnte. Sie suchte nun zu ihrer Tochter Charlotte nach der Theaterstraße über. Dort lag sie eines Tages schlummernd auf dem Sofa, als plötzlich die Stimme der Kinder schreiend in das Zimmer trat: „Madame, das Feuer hat den Neuen Wall erreicht, wenn Sie noch etwas retten wollen, müssen Sie sich beeilen!“

„Harrys Papiere müssen in Sicherheit gebracht werden,“ erwiderte die alte Frau rasch. „Sie sind in eine Kiste verpackt, die in meinem Schlafzimmer unter einem Schrank steht. Ich muß selbst hin.“

Aber Charlotte wollte dies nicht zugeben. Ohne die Gefahr zu ahnen, der sie sich aussetzte, eilte sie sofort nach dem Neuen Wall, mit dem Versprechen, die Papiere bestimmt zu bringen.

In wahrhaft dramatischer Weise erzählte nun die greise Frau mir das folgende: wie sie glücklich an das Haus gelangt, da erst der untere Theil der Straße brennt, wie sie die Wohnung der Mutter betritt, dort alles erbrochen findet und zwei wildausgehende

Menschen im Wohnzimmer bei einer Flasche Wein antrifft. Ohne sie zu beachten, eilt sie flüchtig dahin, wo die Kiste mit den Papieren steht. Aber einer der Arbeiter ist ihr mit einer Art gefolgt. Unerfrocken wendet sie sich zu ihm: „Schlagen Sie mir die Kiste ein!“ In der Hoffnung, darin Kostbarkeiten zu finden, folgt er bereitwilligt ihrem Befehl, ist aber sehr enttäuscht, nichts als beschriebenes Papier in der Kiste zu finden. Charlotte nimmt nun das ganze Paket mit den Manuskripten, schnürt es zusammen und eilt nach dem Hausflur. Aber ehe sie die Straße erreicht, hat sich die Scene plötzlich in entscheidender Weise verändert. Das Feuer ist mit rasender Schnelligkeit näher gerückt, ein furchtbarer Sturm ist ihm vorausgeeilt und ein Funkenregen dringt auch in dieses Haus ein. Jeder Widerstandsversuch ist unmöglich. Ringsum das Gepraßel der Flammen, das Krachen der zusammenstürzenden Häuser, das Schreien und Rufen von Frauen und Kindern, das Fluchen der Böschmannschaft, ein wildes Drängen und Stoßen, ein bewußtloses Durcheinander. Sie aber hält krampfhaft das Bündel mit den Manuskripten ihres Bruders fest. Da wirbelt plötzlich eine dicke Rauchwolke durch das Haus, die alles zu ersticken droht, ein funkenprühender Nischenregen verfenkt ihre Kleider; ihre Kräfte verlassen sie, sie fällt in Ohnmacht und wird von einem Spritzenmann auf seine starken Schultern geladen und fortgetragen. Da sie nach einiger Zeit wieder zur Besinnung gelangt, liegt sie auf einer Bank. Ihr Retter ist verschwunden, aber auch das Paket mit Manuskripten hat sie fallen gelassen und verloren. . . .

Einen reichen Schatz von großen und merkwürdigen Erinnerungen wie die oben erzählte birgt Charlotte von Embden in ihrem Geiste. Wohl geordnet liegen in ihrem Kopfe alle diese Erzählungen und Gedanken neben einander. Sie hat nichts vergessen in ihrem hohen Alter von ihrer schönen Jugend, sie hat alles treu bewahrt und, wie sie mir wiederholt versicherte, sorgsam aufgeschrieben. Aber sie wünscht nicht, daß diese Erinnerungen und jener Schatz der bereits erwähnten Briefe des Dichters bei ihren Lebzeiten veröffentlicht werden.

Nun denn, so wichtig ist uns keine Erinnerung aus dem Leben Heinrich Heines wie seine eigene Schwester, die ja die schönste Blüthe in seinem Lebenskranze war. Möge es der greisen Frau noch lange beschieden sein, in ungetrübler Heiterkeit und Geistesfrische an dem Göttergeschenk hohen Alters sich zu erfreuen!

Die Meininger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Abbildungen von C. W. Allers.*



Ludwig Chronogl.
Nach einer Photographie.

In der todten Jahreszeit der deutschen Bühnen kam plötzlich die überraschende Nachricht, daß die Meininger von jetzt ab ihre Gastspielreisen aufgeben würden. Es liefen zwar schon im letzten Jahre seit des Intendanten Chronogl Erkrankung ähnliche Gerüchte um, doch sie verstummten wieder, und die große Reise der Meininger Truppe nach Rußland zeugte noch von dem Unternehmungsgeliste, der sie besetzte. Ging doch der Zug diesmal nicht bloß bis nach

dem Herzen Altußlands, der Stadt des Kreml, sondern auch bis an das Schwarze Meer, bis nach Odessa, die weiteste Reise der wandernden Künstler; denn jenseit des Oceans, nach Amerika, dem Dorado der einzelnen Gastspieler, hatten sie sich doch nicht hinübergewagt, obshon ein deutsches Schauspiel dort ganz andern Anklang gefunden hätte als in Rußland; doch der Voranschlag der Kosten ließ das Unternehmen als ein bedenkliches Waqnis erscheinen; der Leiter der Hofbühne, Chronogl, der selbst übers Meer gegangen war, um die dortigen Theaterzustände zu prüfen, rieth zum Verzicht.

Jene Gerüchte hatten sich damals als unglaubwürdig erwiesen; jetzt stehen wir vor der vollendeten Thatfache. Das interessante und ruhmvolle Kapitel der neuen Theatergeschichte, welches den Meiningeru gehört, hat einen plötzlichen Abschluß erreicht. Die deutschen Hauptstädte, welche so oft ihr Spiel bewundert haben, werden sie nicht wiedersehen. So sehr schien ihre Wiederkehr gesichert, daß mancher Säumnige es auf die nächste Saison verschob, sich an diesen vielgepriesenen Vorführungen zu erfreuen. Andern war es zur „süßen Gewohnheit“ geworden, diese Kunstgenüsse soweit als irgend möglich zu erschöpfen. Und jetzt ist der Vorhang der Wanderbühne für immer gefallen, die Säumnigen haben unwiederbringlich einen in seiner Art einzigen Kunstgenuß verloren, die andern werden schmerzlich vermissen, was in ihnen so oft eine in den Tempeln Thaliens seltene Begeisterung wachrief.

* Aus dem im Verlage von Friedrich Conrad in Leipzig erschienenen Werke „Die Meininger“. Von C. W. Allers. Prachtmappe mit 40 Zeichnungen in Vichdruck.

Die Meininger hatten eine künst-
 leriſche Sendung, und ſie haben
 dieſelbe erfüllt. Es war begreif-
 lich, daß ihnen anfangs öfters der
 Widerſpruch auch der berufenen
 Kritik entgegentrat; denn ihre Stärke
 hing ja mit einer gewiſſen Einſeitig-
 keit zuſammen, der ſie ihre Erfolge
 verdankten. Man fürchtete, daß die
 Sorgfalt und der Glanz, womit
 das archäologiſche Beiwerk behan-
 delt wurde, demſelben eine zu große
 ſelbſtändige Bedeutung verſchaffen
 und den Blick von der eigentlichen
 dramatiſchen Handlung ablenken
 könnte; man fürchtete nicht min-
 der, daß die peinliche Schulung
 des Zuſammenſpiels die Freiheit
 des künſtleriſchen Schaffens beein-
 trächtigen müſſe. Beide Befürch-
 tungen wurden durch die begeiſternde
 Wirkung der Aufführungen wider-
 legt, eine Wirkung, welche weder
 durch Neußerlichkeiten, noch durch
 ein bloß deſſirtes Zuſammenſpiel
 hervorgerufen werden konnte, ſon-
 dern nur durch das Zuſammen-
 wirken aller berechtigten künſtleri-
 ſchen Faktoren. Der Nachdruck,
 den die Meininger aber auf ein-
 zelnere derſelben legten, kam der
 ganzen deutſchen Schauſpielkunſt
 zugute. Man brauchte ihnen
 nicht zu folgen in der Irene des
 geſchichtlichen Koſtums, beſon-
 ders dort nicht, wo daſſelbe mit den Anforderungen des Schönen



Alexander Barthel als Marc Anton in „Julius Cäsar“.

in Widerſpruch trat; aber die Di-
 rektionen gewöhnten ſich daran,
 ſinnloſe Willkürlichkeiten auszu-
 ſchließen und mehr als früher den
 Geſamteindruck der Vorſtellungen
 ſowohl durch entſprechende Koſtume,
 als auch durch die Ausſtattungs-
 mittel der Bühne, durch ſtimmung-
 volle Dekorationen und Beleuch-
 tungseffekte zu heben, was bisher
 nur in der Oper geſchah und dem
 erſteren Drama verſagt blieb.
 Es iſt zwar neuerdings der Wider-
 ſpruch gegen ſolche Ausſtattung
 der tragischen Dichtungen erhoben
 und die Rückkehr zu einer einfachen
 Bühne gepredigt worden, auf wel-
 cher allein das dichterische Wort
 und das Mienen- und Gebärden-
 ſpiel der Darſteller zur Geltung
 kommen ſoll; doch die Entwidlung
 unſeres ganzen Bühnenweſens hat
 ſich in der entgegengeſetzten Rich-
 tung vollzogen und das Schauſpiel
 würde immer das Aſchenbrödel des
 Theaters bleiben, wenn es nach
 dieſer Seite hin nicht Zugewandte
 machte. Auch iſt nicht abzulehnen,
 warum die Wirkung einer Dichtung
 Einbuße erleiden ſollte, wenn ſie
 noch durch die Poefie der Scene

verſtärkt wird. Dieſe vermag von Hauſe aus die rechte Stimmung,
 das rechte Kolorit zu geben, handle es ſich nun um ein italieniſches
 Liebesdrama wie „Romeo und Julie“ oder um ein nordiſches



„Der eingebildete Kranke“ von Molière.

Drama des Ehrgeizes wie „Macbeth“. Den Zauber des Südens und die Schauer des Nordens vermag eben die Bühne selbst wirksam zu vermischen und so gleichsam den Boden herzugeben für die schönen oder giftigen Blüten der Leidenschaft.

Noch wichtiger war als Vorbild für andere Bühnen die Pflege, welche die Meininger dem Zusammenspiel, dem Ensemble, zutheil werden ließen. Man hat zwar darin nur den Triumph der Mittelmäßigkeit sehen wollen und bei einseitiger Bevorzugung, auf Kosten der selbstschöpferischen Begabung der Künstler, nicht mit Unrecht. Doch haben die Meininger sich nie mit mittleren Kräften, auch nicht mit erst heranzubildenden schönen Talenten begnügt: namhafte Künstler wie Ludwig Barnay, Emmerich Robert, Friedrich Dettmer, Pauline Ulrich, Anna Haverland, Max Grube wirkten längere oder kürzere Zeit bei den Aufführungen der Meininger mit. Gerade das sorgfältig einstudierte Spiel der einzelnen, bei denen jedes Wort, jede Bewegung wohlwogen war und im Einklang stand mit dem Ganzen, vor allem aber die Gesamtgemälde in den Volksscenen, in denen nichts tod und maschinenmäßig war, nichts einförmig und eintönig und an das Spiel der Opernhöre erinnernd, wurden ein leuchtendes Vorbild für alle Bühnen, welche anfangen, den üblichen Schendrian zu verbannen, große Gruppenbilder, Volks- und Massenscenen mehr als bisher künstlerisch zu befehlen, ähnlich wie der Geschichtsmaler seinen Figuren verschiedenartige Stellungen, mannigfachen Gesichtsausdruck und ein abgestuftes Gebärdenpiel giebt. Nach dieser Seite hin haben die Meininger geradezu Unvergleichliches geleistet, und niemand wird den Eindruck vergessen, den die Forumscene des „Julius Cäsar“ im dritten Akt, den der dritte Akt der „Muthochzeit“ oder der Einbruch der Pappenheimer in „Wallensteins Tod“ hervorruft. Diese Wirkung war immer eine elektrisirende und niemals sind vorher auf der Bühne durch die Massen selbst Wirkungen dieser Art erreicht worden.

Freilich blieb für die andern Theater auch nachher das Vorbild der Meininger ein fast unerreichbares, aus äußern Gründen; denn welches auf den Tagesbedarf und Tagesgenuß angewiesene Theater hatte Muße genug zu solchen wochenlangen Einstudierungen, wie sie in der friedlichen Stille der kleinen Residenz stattfanden? Und hierzu kam die außerordentlich hohe Zahl der Aufführungen, bei denen wenigstens zum großen Theil lange Zeit hindurch dieselben Kräfte mitwirkten. Wurde doch „Julius Cäsar“ 330 Mal, „Wilhelm Tell“ 223 Mal, „die Jungfrau von Orleans“ 194 Mal gegeben; auch die andern Schillerschen Dramen erreichten weit über hundert Aufführungen. Damit ist zugleich ein anderes Verdienst der Meininger hervorgehoben: die erfolgreiche und glänzende Pflege der ersten, höheren dramatischen Dichtung in einer Zeit, welche sich mehr der leichteren Unterhaltung und den alltäglichen Lebensbildern auf der Bühne zugewendet hat.

Zu den leitenden Kräften des großen, in seiner Art einzigen Kunstunternehmens gehörte in erster Linie der Herzog von Meiningen selbst: er war kein müßiger Schutzherr, von ihm gingen die hauptsächlichsten Anregungen aus: die Wahl der Stücke, die Entwürfe der Kostüme; er begleitete das Wort, die Stellung, die Gebärde der Darsteller auf jeder Probe mit seiner Kritik, während seine Gattin, früher eine namhafte Künstlerin, die Rollen den jüngeren Darstellerinnen häufig einstudierte. In Ludwig Chronogl, dessen Bild wir bringen, hatte der Herzog eine vorzügliche Kraft gewonnen, der er von Anfang an die Leitung der Gastspiele anvertrauen konnte. Ludwig Chronogl, geboren 1837 zu

Brandenburg, hatte am Kroll'schen Theater in Berlin seine Künstlerlaufbahn begonnen; im Jahre 1873 wurde er Regisseur des Meininger Theaters und leitete schon im folgenden Jahre und dann ohne Unterbrechung die Gastspiele der Meininger bis zur Gegenwart; im Jahre 1876 wurde er zum Oberregisseur ernannt, 1879 zum stellvertretenden Intendanten, 1880 zum Intendantenrath und später zum Hofrath und Geheimen Hofrath. Chronogl ging ganz auf die Absichten des Herzogs ein; als ein Mann von seltener Thatkraft verstand er es stets, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich hier und dort den Gastspielen entgegenstellten, allerwärts auf den Proben den Geist des Ensembles wachzuhalten, die an allen Orten neu hinzukommende Statisterie einzutüben und störungslos in das dramatische Gesamtbild einzufügen. Dazu fehlte bei den Gastreisen die Meininger Muße; unterstützt wurde aber Chronogl bei dieser mühsam sich stets wiederholenden Regiearbeit durch den am Hoftheater üblichen Brauch, daß in den Volks- und Massenscenen auch die ersten Darsteller mitwirken, die Dichter an rechter Stelle aufsetzen und die andern Mitwirkenden anfeuern.

Am 1. Mai 1874 fand das erste Gastspiel der Hoftheatergesellschaft am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin statt und erregte sogleich großes Aufsehen bei Publikum und Kritik und einen lebhaften Kampf der Meinungen. Von da bis in den Juli d. J., wo die Schlussvorstellung in Odeffa stattfand, sind die Meininger in siebenunddreißig Städten in Deutschland, Belgien, Holland, der Schweiz, England, Rußland, Oesterreich, Dänemark und Schweden aufgetreten; die Zahl der Aufführungen hat die Höhe von 2573 erreicht. Am häufigsten haben die Meininger die Reichshauptstadt besucht; sie sind seit dem Jahre 1875 bis zum Jahre 1887 dort achtmal erschienen und haben immer die regste Theilnahme gefunden; wie in Berlin haben sie auch in Breslau acht Gastvorstellungen gegeben, doch war ihr Aufenthalt dort immer von kürzerer Dauer; Dresden hat sie sechsmal, Leipzig

fünfmal, Graz und Pest je viermal, Wien dreimal, Hamburg einmal gesehen.

Unter den darstellenden Kräften finden sich ältere Stammhalter, welche der Bühne treugeblieben sind, wie Paul Richard, der Darsteller des Julius Cäsar, der diesen wie ähnliche Rollen mit edler Haltung giebt; als vorzüglicher Heldenspieler gehörte Nepper längere Zeit der Meininger Bühne an. In Teller und Weiser besaß sie hervorragende Charakterspieler; der König Karl IX. des ersteren ist ebenso bedeutend wie der Schuloch, der Orest des letzteren. Im übrigen hat vielfacher Wechsel stattgefunden, und es ist vorzugsweise das Gesamtbild der letzten Jahre, das uns hier vorzweht und beschäftigt. Unter den tragischen Liebhabern der Gegenwart nimmt Alexander Barthel eine hervorragende Stelle ein; gewinnende Erscheinung und Stimme, hinreißendes Jener einer dabei maßvoll geregelten Darstellung sind Vorzüge, die seinem Marc Anton, seinem Navarra, wie seinem Karl Moor und Zoromir zu statten kommen. Die Reden des Marc Anton trägt er mit meisterlichem Verständniß und hinreißendem Schwung vor. Als erste tragische Liebhaberin hat in den letzten Jahren Amanda Lindner, besonders in Berlin als Jungfrau von Orleans, Aufsehen erregt; der Adel der Erscheinung und der edle Schwung ihres Spiels zeigte sich auch in anderen Rollen, wie als Margarethe von Valois; in sentimentalen und munteren Rollen war Frau Fraisch-Gredenbergl beliebt; Frau Marie Berg, Fräulein Wasserburger und Frau Teller zeichneten sich in der Darstellung älterer Rollen aus.



Paul Richard als Julius Cäsar.

Treffliche Komiker waren Hassel und Goerner. Die Herren Hellmuth-Bräm und Arndt, die jetzt in Berlin und Wien engagiert sind, waren tüchtige Talente; auch Joseph Rainz, als Vorgänger von Barthel, und Max Grube waren längere Zeit ständige Mitglieder der Meininger Truppe.

Es waren vor allem Shakespeares und Schillers Meisterwerke, die das Repertoire der Meininger bildeten. Außer „Julius Cäsar“, ihrem Glanzstücke, und dem stimmungsvoll eingerichteten „Kaufmann von Venedig“ hatte auch „Das Wintermärchen“, nach unserer Ansicht eine der schwächsten Dichtungen des großen Briten, aber ergiebig für phantasievolle Belegung und Einrichtung auf der Bühne, bedeutenden Erfolg. Ebenso gefiel „Was Ihr wollt“, ein Lustspiel, dessen Komik mit kräftigen Zügen von den Darstellern zur Wirkung gebracht wurde. Molière erschien mit dem Hintergrunde der Komikzeit. „Der eingebildete Kranke“, aus dem wir eine Scene* vorführen, sagte dem Publikum in der knappen Fassung der feinsinnigen Einrichtung besonders zu. „Die Jungfrau von Orléans“, „Wilhelm Tell“, „Maria Stuart“,

„Hieslo“, die Wallensteintrilogie waren Glanzleistungen der Meininger. Von Kleist wurde besonders „Die Hermannsschlacht“ mit allen ihren wilden Scenen gegeben; von Grillparzer die düstere „Ahnfrau“ mit ihrer fahlen poetischen Beleuchtung und das köstliche Fragment „Eliher“.

Von neueren Dichtern bevorzugte der Herzog die Vertreter der kraftigen Richtung: Albert Lindners „Bluthochzeit“, Arthur Fitgers „Herc“ und „Rosen von Tyburn“, die beiden ersten Dramen mit unbestrittenem, das letztere wegen des grellen Schlusssaktes mit schwankendem Erfolg. Auch Lord Byrons „Marino Faliero“ wurde gegeben, doch konnte diese Aufführung nur als ein interessanter Versuch betrachtet werden.

Nicht ohne Wehmuth gedenken wir dieser jetzt nur der Theatergeschichte angehörigen Vorführungen, die ein für allemal der Vergangenheit anheimgefallen sind. Möge der künstlerische Geist, der das schöne und großartige Theaterunternehmen besetzte, mit ihm nicht abgestorben sein, sondern in irgend einer neuen Gestalt neue Früchte zeitigen.

Auf schwankem Boden.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von W. Heimburg.

(2. Fortsetzung.)

Ich schritt der breiten Treppe zu, um in mein Zimmer zu gelangen. Unten hatte ich nichts mehr zu thun; ich sah nur noch, wie der Pfarrer die Gestalt Elisabeths umfaßte und sie über die Stubenschwelle geleitete, denn es war, als wandle sie jetzt unter ihrer Last. Was mochte sie hineintragen in dies stille Haus mit diesem Kinde — an Leidenschaft und Sünde? Mich schüttelte ein Grausen, als ich das Wort wiederholte: „Das Kind eines Mörders und einer Chlofen!“ — Dachten sie denn gar nicht daran, daß es einen Gott giebt, der die Sünden der Väter heimfucht an den Kindern?

Ich konnte nicht schlafen; ich öffnete das Fenster und schaute in den Garten; die Nachtigallen sangen, der Mond schien so leuchtend hell, jedes Blättlein versilbernd. Er schien auch wohl in die Kerkerzelle des Mannes, welcher die Frau so unäglich geliebt, der er den Tod gegeben hatte, und in die Fenster unter den meinigen, wo Elisabeth dem Kinde ein Lager neben dem ihrigen bereite. Es war noch immer leises Kommen und Gehen dort unten, ich hörte es bis herauf.

Dann ward es stiller, und nun vernahm ich leise und doch deutlich die weiche Stimme Elisabeths: „Hermann, ich danke Dir!“

Dann antwortete er laut und bewegt: „Ja, Elisabeth, laß wieder Frieden werden zwischen uns, es ist die höchste Zeit. Dein Kind — unferes — den lieben Jungen, den strafte ich nicht aus Unduldsamkeit oder aus Aerger wegen seines Ungehorsams. Ich hatte Angst, die furchtbarste Angst, daß er sich bei seinem Umhertoben erkälten könnte; Du —“

Sie weinte jetzt ganz laut, und er schloß das Fenster. Auch ich machte das meine zu.

So etwas vermag auch nur Elisabeth, dachte ich und sperre das Mondlicht ab durch die dichten Vorhänge. Weich und trübe war es mir zu Sinne. Ich hätte den Muth nicht gehabt. — Welche Fülle von Seelenstärke, welche Selbstlosigkeit und Liebe, welsch Gottvertrauen gehört dazu, dieses Kind ans Herz zu nehmen! —

Am andern Morgen sagte ich meine Ansicht klar und offen dem Pfarrer, als wir — es hatte früh gewittert und eine wunder-volle kühle Luft wehte — im Garten auf- und abgingen. Ich sah an seinem blassen Gesichte, daß auch er gesorgt und gewacht hatte in dieser Nacht.

„Liebe Frau Anna,“ erwiderte er, als ich ihm bemerkte, daß ich an die Erblichkeit der Charakterfehler und Eigenschaften überhaupt glaube, „wir können nichts weiter thun als unsere Schuldigkeit, und das werden wir mit allen Kräften an dem Kinde thun. Das andere liegt in Gottes Hand. — Elisabeth kam heute früh mit verweinten Augen vom Kirchhofe zurück; ihr Schmerz ist

mitder geworden, sie lebt wieder, sie ist wieder die Alte mir gegenüber. Ich danke es diesem kleinen Fremdling; Gott segne ihn!“

Ich drückte ihm die Hand, „und segne Sie beide,“ segte ich hinzu.

Einige Tage später reiste ich ab. Meine Extrapost rasselte vor das stille Pfarrhaus, und als ich mich noch einmal an der Strafenecke zurückwandle, sah ich Elisabeths feine Gestalt auf der Sandsteintreppe vor der Hausthür stehen, das Kind auf dem Arm, und sie winkten und nickten.

„Sie ist besser als Du,“ sagte ich einmal wieder wie schon so oft.

Seitdem hatte ich nur Gutes gehört und gesehen von den drei Menschen im Vordorfer Pfarrhause. Ein überaus liebliches Kind war die Kleine geworden, nicht gerade ein Muster von Artigkeit, wie mir Elisabeth schrieb oder sagte, aber auch durchaus keine Absonderlichkeiten aufweisend in ihrem Charakter. Sie hing mit aller Innigkeit an den Pflgeeltern, die sie nur als ihre eigenen kannte. Von dem Vater hatte man nur einmal in der Zeitung gelesen, daß er bei einer allgemeinen Amnestie aus dem Gefängniß entlassen worden sei, das war aber schon Jahre her. Er hatte sich nicht bekümmert um sein Kind; vielleicht hatte er erfahren, daß es wohlausgehoben war, und mochte gedacht haben, daß er mit seinem verlorren Dasein den Frieden ihres Lebens nicht trüben dürfe, kurz — er war einer richtigen Adoption nicht in den Weg getreten und Martha Steinkopf längst das rechtmäßige Kind der Pflgeeltern geworden.

Ich hatte, wie gesagt, den heranwachsenden, wirklich allerliebsten Bäckfisch in dem kleinen Nordseebade gesehen, hatte mich an der Schönheit und dem lieblichen Wesen des Mädchens erfreut und sie nach Tantenart gründlich verwöhnt, was Elisabeth in ihrer stillen Weise wirklich kunstvoll abzuschwächen verstand. Sie war sehr fromm damals, die Kleine; über ihrem Bettchen hing ein Christusbild und abends pflegte sie in dem langen weißen Nachtkleide vor dem Lager hinzuknien und laut zu beten.

„Elisabeth,“ sagte ich einmal, als wir den Strand entlang gingen zur Ebbezeit und Martha und ihr Vater eifrig Muscheln suchend uns weit voraus waren, „wenn sie noch ein bißchen größer ist, ganz utwaffen, dann borg mi dat oll Gör mal en beten.“

Elisabeth sah mich an. „Nein, lieb' Anna,“ erwiderte sie fest, „das paßt für das Kind nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Nein, denn was Du willst, Du altes liebes Weltkind, das weiß ich; Du willst mit ihrer jungen Schönheit Staat machen. Da gehst Du nach Berlin mit ihr und nimmst sie auf Bälle mit oder gar auf weite Reisen, und überall wird ihr was in den Kopf gesetzt. Nein, Anna, noch ist sie nicht fest in sich, noch lasse ich sie nicht aus den Händen, es wäre gewissenlos.“

„Du kannst sie doch nicht einsperren, Elisabeth?“

* Die des 7. Auftritts der ersten Handlung, in welcher Belinde dem eingebildeten Kranken, Argan, den Felsrock giebt und ihn die Nachtmühle fest bis über die Ohren ziehen läßt, ihn in seinen Lehnstuhl setzt und von allen Seiten mit Rißen, welche Toilette herbeischleppen muß, bestoßt.

„Sicher nicht! Thun wir denn das? Sie hat vollauf der Freuden in ihrem Leben. Sieht sie aus, als ob sie entbehrte? Sei nicht böse, Anna, Du ahnst nicht, welch ein Angstkind sie mir immer war!“

„Also doch! — Sei gut, Elisabeth, ich will Dir das Kind nicht verderben,“ sagte ich gerührt.

„Versteh mich nicht falsch, Anna; mein eignes Kind, ich hätte es Dir auf Jahre gegeben; aber dieses — nein, dieses nicht!“

Dann schrieben wir uns noch oft, bis vor anderthalb Jahren; seitdem bekam ich keinerlei Antwort, und — — — — —

Ich fahre plötzlich empor aus meinen Erinnerungen und bin wieder in der Gegenwart. Es ist dunkel geworden, noch immer rauscht der Regen auf den Lindenblättern und dem Pflaster. Lieber Gott, was mag aus diesem Kinde geworden sein indeß!

Eben will ich nach Licht klingeln, da klopf es schüchtern, und als ich „Herein“ rufe, kommt etwas ganz langsam und nach Licht die Schwelle, langsam und hustend, und gegen den hellen Hintergrund erkenne ich, daß es ein altes Weiblein ist im Umschlagtuch und weißer Haube.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Madame, ich bin die ‚oll Kathrin‘ aus der Pfarre, wie Sie immer zu mir sagten.“

„Ei, Kathrin,“ rufe ich, „das ist freundlich von Ihnen!“ Und während ich die Alte zu einem Stuhl geleite und nach Licht klinge, frage ich: „Woher wissen Sie denn, Kathrin, daß ich hier bin?“

„Das will ich wohl nachher sagen, Madame, muß mich nur erst ein bißchen verpusten.“ Und sie hustet wieder und holt tief und rasch Athem.

„Sind Sie denn noch in der Pfarre, oll Kathrin?“

„Ach, Gott bewahre mich! Was sollten sie denn noch mit mir altem Kröpel? Nein, Madame, seit einem Jahre bin ich in dem Altweiberpittel, drunten an der Weißgasse, da, Madame, wissen Sie, wo der Totenkopf über der Thür ist. Die Herrschaft hat mir da eine Stelle verschafft.“

Das Mädchen bringt jetzt Licht und sieht ganz verwundert die Alte an.

„Da hab' ich's ja nun gut und kann geruhig leben,“ fährt sie fort, „wenn man nur den Kummer nicht hätte auf die letzten paar Jahre.“ Das runzelvolle Gesicht von „oll“ Kathrin drückt jetzt, wo ich sehen kann, eine ehrliche Befämmerniß aus. Sie hat mich scharf ins Auge gefaßt. „Ja, so wie Sie, Madame, sieht sie nicht mehr aus — ganz weiße Haare, und die Augen sind so groß geworden — lieber Gott!“

Ich ziehe mir einen Stuhl herüber zu dem Plaz, wo die Alte sitzt, und bitte: „Nun erzählen Sie mir alles, Kathrin.“

„Ja, ich will's versuchen, und wenn ich so'n bißchen vom Weg komme, dann helfen Sie mir wieder drauf, Madame, und wenn ich husten muß, nehmen Sie's nicht übel.“

„Ei bewahre, Kathrin.“

„Sie wissen ja wie's geschah, daß das Kind in unser Haus gekommen ist. — Ich hab' damals die Hände überm Kopf zusammengeschlagen, aber die Herrschaft hat's besser gewußt, die haben gedacht, mit ihrer Liebe und Güte und mit ihrem Gebet ziehen sie aus dem wilden Pflänzlein eine schöne Blume. — Ach, Madame, war das ein feines Kind vom Aeußeren, und auch so in seinem Wesen; als wenn sie von Königs abstammen that, so stand sie unter den andern Kindern, mit denen sie spielte, und es waren da welche drunter vom Bürgermeister und vom Oberförster und von all denen, die vornehm sind. Und gut ist sie gewesen und schmeicheln hat sie können! Mein herzliche Kathrin' hat's immer geheißt, wenn sie in der Küche ihr Puppentellerchen voll Milch gewollt hat, oder ein paar Rosinen zum Kochenspielen. Und dann die Klugheit! Was man ihr vorgefaßt hat, konnte sie auswendig, aber gleich, und das hat sie denn so herfagen können, so schön, wissen Sie, so mit Handbewegungen. Der Herr Pfarrer hatt's nicht schöner machen können auf der Kanzel. Rücken und Tüden hat sie auch gehabt, dann hat's aber Strafe gegeben. Ja, die Frau Pfarrerin ist streng gewesen, obgleich's ihr schwer wurde, man hat's ihr allemal angesehen. Dem Herrn Oberpfarrer aber, dem war sie ans Herz gewachsen wie ein eigen Kind.“

Wie sie eingeseget worden ist, da haben alle Leute in der Kirche nur nach ihr geschaut; wunderschön hat sie ausgesehen in dem einfachen schwarzen Kleidchen und mit dem goldenen Kreuzchen auf

der Brust, gerade so golden wie ihr Haar. Und wie sie da nachher aus der Kirche trat neben der Frau Oberpfarrerin, da hat's allenthalben hinter ihr her gewispert, wie schön sie wär', und der junge Herr Landrath hat den Kneifer ins Auge gethan und sich den Bart gestrichen und hat gesagt: Prachtvoll! Ich war schon draußen, hab' alles gehört und gesehen, der Frau ihr unwilliges Gesicht und dem Kind sein Erröthen und sein Augenauffschlagen, und da war gerade zum allerersten Mal in den schwarzen Augen etwas, das ich noch nicht darin bemerkt hatte, so — ja ich kann's nicht ausdrücken, so eine Art Freude, die mir nicht hat passen wollen zu dem Tage und der Stunde. Und wie ich abends hinaufkam, um in ihrem Stübchen nachzuschauen, ob alles in Ordnung ist, da steht sie vor dem Spiegel und beschaut sich und lächelt sich an. — Herr, Du mein! rief ich, Martha, was hast Du zu gaffen? S' ist wirklich nichts Absonderliches an Deinem Gesicht, die Nase derlänge und der Mund derquer. Da hat sie gelacht und ist roth geworden. Ich hab's aber wohl gemerkt, daß da ein Funke in den Zunder geflogen war, der ganz heimlich weiter geblinmt hat, bis sie in vollen Flammen stand.

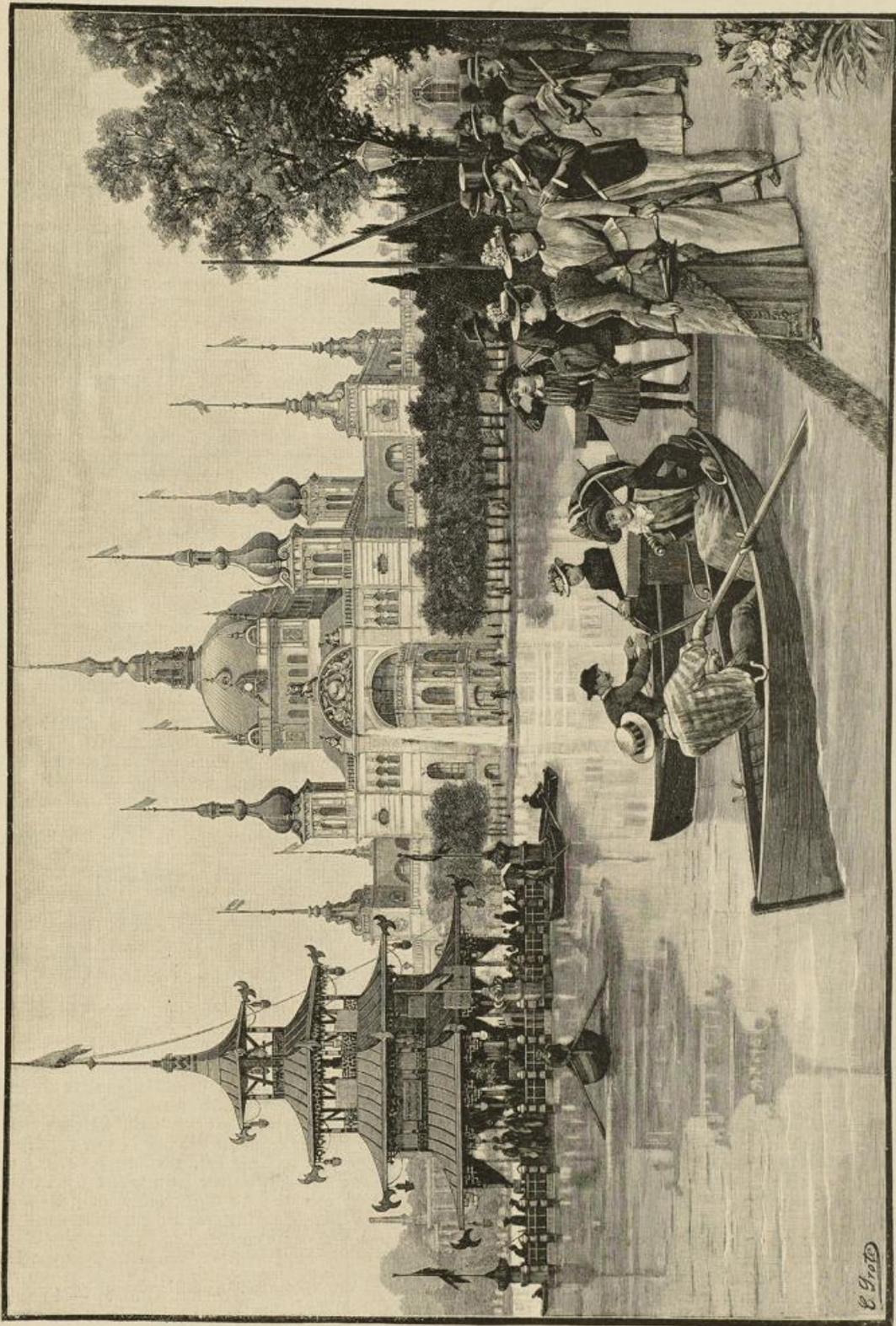
Es ist ja nichts Böses, Madame, es ist sogar natürlich, daß ein junges Mädchen sich seiner Lieblichkeit freut; aber bei ihr war's etwas anderes. Die Lust am Beifall der Menschen, die hat sie schon als kleines Kind gehabt; damals war sie glücklich, wenn sie als ‚sehr artig‘ gepriesen wurde, nun kam aber ihre Schönheit ins Spiel. — Um die Zeit, da bin ich gerade so ein bißchen elendig geworden und die Herrschaft hat mir zur Stütze ein junges Dienstmädchen angenommen, und unser Kind hat sollen mit der die Wirthschaft führen; mir haben sie gesagt, ich solle mich ausruhen, ein bißchen spinnen und Sommers in der Sonne sitzen und mich wärmen. — Die Ernestine, die hat noch wenig verstanden, aber lustig ist sie alleweil gegeben und singen konnte sie bei ihrer Arbeit, als wenn die ganze Pfarre ihr allein gehören that. Allerlei Lieder hat sie gewußt, die man auch gelannt hat in seiner Jugend, und weil's das Fräulein gern hörte, hat sie immerfort in der Küche gestekt.

Die Frau Pfarrerin hat nichts darüber gesagt, wenn unser Kind im Garten beim Nähen, oder in der Stube drinnen die Lieder nachsummt; sie hat sich nur immer gestreut über sie. Es war ja auch nichts Unrechtes, Madame; es war nur, daß die Ernestine gar soviel schwagen durste mit unserem Kind, das von der Welt noch nichts wußte und verstand. — Der Frau Pfarrerin ihr Bruder hat das Kind gern gehabt, hat es auch wollen heirathen, aber da hatten die Eltern gemeint, es sei noch zu jung, und er solle noch warten. Hätten sie nur das nicht gethan! Mit achtzehn Jahren heirathet doch manche. — Liebe Zeit, Madame, still ist's ja bei uns immer gewesen im Hause; wenn mal eine Gesellschaft war, so hat ein junges Mädchen nicht viel Freude daran gehabt. Lauter ältere Herrschaften, die haben klug geredet und gesprochen, und die Jugend will doch ein wenig Thorheit und Luftbarkeit. Die rothen Bäckchen von dem Kind, die sind allmählich blässer geworden, und wenn sie am Fenster saß, dann hat sie mit ganz großen sehnsüchtigen Augen hinausgeschaut, und ein paar mal habe ich sie sommerabends getroffen, an der Gartenmauer stehend und auf die Dächer hinuntersehend, und die kleinen Füße haben den Takt getrippelt zu dem Tanz, den sie da unten aufspielten, und ihre Augen haben voll Wasser gestanden.

Kathrin, fragte sie mich einmal, hast Du in Deiner Jugend getanzt? — Na, lügen mag ich nicht; ich hab' getanzt und, es ist wahr — schön ist's gewesen, besonders wenn man mit einem tanzt, dem man gut ist. Ich hab' aber gesagt: Ja, Rindchen, 's bringt aber nichts ein als lahme Füße und Herzleid! und bin rasch davongegangen. — Manchmal hab' ich zwar gedacht, es ist doch keine Sünde, das Tanzen! Sie hätten's ihr gönnen sollen; aber davon war keine Rede.

Ich neckte sie einmal mit dem Bruder der Frau Pfarrerin, da ward sie aber arg böse und sagte, der sei wie Mehlhuppe, so einen könne sie nicht leiden! Wahr ist's, ich hätte ihn auch nicht gemocht, so einen Sanften, Zimmersüßen; aber ein guter Mann ist er doch.

Nun ist's gerade anderthalb Jahr, da kommt eines Morgens der Postbote und bringt ein Schreiben mit großem Siegel, und darauf tritt die Frau Pfarrerin in die Küche und sagt zu dem Kinde: Der Vater und ich müssen verreisen auf ein paar Tage, 's ist wegen einer Familienangelegenheit; Du wirst haushalten



Das Parthaus am Koffersee im Bremer Bürgerpark.
Zeichnung von Carl Grothe.

müssen, mein Marthchen, ich kann mich ja auf Dich verlassen. Was? Hat das Kind da gebeten: Mutter lieb, nimm mich mit, ach nimm mich mit, es ist so schön in der Welt da draußen, und ich möchte den Rhein so gern sehen, ach so lebensgegnen sehen! Und sie ist der Frau um den Hals gefallen und hat sie gestreichelt und geküßt; nimm mich mit, ach bitte, bitte! — Hat aber nichts geknigt. Es war gerad im September, das Obst reifte und die Frau Pfarrerin hatte gesagt, das müße alles gut besorgt werden und das Kind solle brav und lieb sein. Es sei eine Geschäftsreise wegen des Testaments eines verstorbenen Onkels. Sie, die Martha, würde schon mal hinausfliegen in die Welt, vielleicht im nächsten Sommer.

Na, kurz und gut, sie sind allein abgefahren, und das Kind hat ein paar Stunden geweint, dann hat es geträllert; bei ihr war Lachen und Weinen in einem Saß. — Ich sollte nun aufpassen auf das Haus und gut Obacht geben auf die beiden jungen Menschenkinder. Ja, liebe Zeit, Madame, da kommt mir ein Hegenfuß, daß ich krumm und lahm zu Bette liege. Das Kind hat mich gepflegt, gut war es, sehr gut; an die drei Tage hat sie sich kaum von meinem Bette gerührt, hat mir vorgelesen und die Kissen aufgeschüttelt und mich lachen gemacht trotz meiner Schmerzen. Eines Nachmittags kommt sie in meine Stube und bringt mir Kaffee; sie sah aus wie eine Rose, ich meine, das ist vom Herbfeuer — sie kochte gerade Gipsapplaumen ein — aber das war's nicht, denn sie rief schon von weitem: Kathrin, heut abend mußt Du aber doch mal allein bleiben, ich gehe aus. Bist Du bei Schmidts eingeladen? frage ich; denn die Frau Pfarrerin hat die junge Frau Diakonin gebeten, sich um das Kind zu kümmern. Ja, freilich, Marthchen, da geh nur; die Ernestine kann mir doch wohl auch mal die Suppe kochen. — Da setzt sie sich an mein Bette und sagt: Nein, alte Kathrin, zu Schmidts gehe ich nicht — wenn Du das wüßtest — wohin? rath' mal! — Ich rathe dann die ganze Stadt durch, aber sie schüttelt nur immer den Kopf, und je mehr ich ins Rathen komme, desto mehr lacht sie und endlich sagt sie: Laß nur, Du triffst's doch nicht; ich soll mit Mila Krafft ins Theater gehen; vorhin hat Frau Krafft das Mädchen geschickt. Sie ist unwohl und kann ihr Billet nicht benuzen, da wollt' sie es mir nun gönnen, weil ich so allein bin.

Ich denke, ich höre nicht recht! — Sie kennen Kraffts wohl nicht, Madame? Na, das schöne Haus an der Marktede haben sie und Geld wie Heu und alles schervenzt hier um sie. Die Mila war noch aus der Schule her mit unserm Kinde bekannt, aber die Frau Pfarrerin hat sie nicht recht gut leiden können, so ein gefallsüchtiges ledes Ding ist's gewesen; ganz abweisen können hat sie den Umgang aber auch nicht, und die Martha ist immer ab und zu mal zum Thee hingegangen. Was! rief ich, mit Kraffts Mila willst Du ins Theater? Nein, mein Goldkind, mein Püppchen, das erlaube ich nicht! — Sie sah mich ganz starr an. Sei doch nicht häßlich — Kathrin, es wird so ein schönes Stück gegeben, Kravall und Liebe — Na, das wäre was Sauberes sein; daraus wird nichts! Aber sie hörte mich gar nicht, sie lachte, daß ihr die Thränen aus den Augen liefen, und kniete sich vor mein Bette und schluchzte vor Lachen in die Kissen. Kathrin, ach Kathrin, schreit sie, wie kann man nur so was verstehen! Und endlich, als sie sich beruhigt hat, sagt sie: Du kennst doch den weißen Gipskopf in Vaters Stube auf dem Bücherpind, der, dem Du die Nasenspitze abgestoßen hast mit dem Besen, die ich so schön wieder angeklittet habe? — Ja, Kind, was soll denn der arme Heilige dabei? — Aber — und ihr tolles Lachen fängt wieder an — das ist ja Friedrich Schiller, der das Stück geschrieben hat. Nun? frage ich, ist's wahr, Kind? — Ganz gewiß, Kathrin, und ihre Augen blieden ganz ernst. Und nicht wahr, schmeichelt sie, da kann's nichts Schlimmes sein, Kathrin!

Na freilich, wenn unser Herr Pfarrer so einen in seine Stube stellt — was konnte ich dagegen thun? Und ich denke, das ist gewiß so'n Theaterstück von Luther und seiner Käthe, drin lauter liebe Englein mit vorkommen, und sage: Ja, wenn ich nur wüßte, ob — Aber da wirft sie mir schon die Arme um den Hals und küßt mich auf mein altes Gesicht, so herzlich und oft, daß ich denke, sie thut gerad so feurig, als hätte sie ihren Liebsten zu herzen. Und dann läuft sie davon und kommt

erst wieder, als schon die Lampe brennt, hat ihr bestes dunkelblaues Kaschmirkleidchen an und sieht aus wie eine Centifolie so schön.

Kind, Dein bestes Kleid! — Ja, Mila sagt, wir sizen in der Loge, und außerdem ist doch der Fürst zur Jagd da und kommt mit seinen Herren ins Theater, entschuldigt sie sich.

Hab' gar nicht gewußt, daß unser gnädiger Fürst so fromm Stücke gern sieht — denke ich — Ade, Kathrin, sagt das Kind, und an der Thür wendet sie sich nochmal und unter der weißen Kapuze mit Pelzbesatz blieden die großen schwarzen Augen so recht schalkhaft zu mir herüber. Kathrin, ruft sie, ich werde den Hofmarschall von Kalb von Dir grüßen! Wen? frage ich, aber sie ist schon fort.

Da aber fängt's mich an zu reuen, und so eine unbestimmte Angst überkommt mich. Sehen Sie, Madame, es giebt Ahnungen — lachen Sie mich nur nicht aus! — an dem Abend habe ich gefühlt, daß dem Kind was zustoßt, und drunten in des Herrn Pfarrers Stube ist das Bild von der Frau Pfarrerin, wie sie als Braut war, von der Wand gefallen und in dem Glase ist ein Sprung gewesen. Freilich, es kam auch alles bald genug! — So gegen elf Uhr erst ist die Martha aus dem Theater gekommen; sie hat so recht still in ihr Stübchen hinausschleichen wollen, ich habe aber gerufen, bis sie hereingekommen ist.

Wo bist Du denn so lange geblieben, Kind? fragte ich, sie hat aber nicht geantwortet und ausgehauet zum Erdbarmen. — So sprich nur, Kind; ist Dir denn etwas Böses passiert, war's denn nicht hübsch?

Nicht hübsch? Wundervoll ist's gewesen.

Hast Du geweint, mein Täubchen?

Ach so sehr, Kathrin.

Um das Gespieler? Liebe Zeit, Kind, das ist doch aber nur Gethue!

Sie sieht mich ganz verächtlich an, dann ist sie gegangen mit einem kurzen: Schlaf wohl! Sie war gar nicht wie sonst. In der Nacht aber, so gegen den ersten Morgenschimmer, weckt mich das leise Knarren meiner Thür, und sie kommt in Nachtleidern an mein Bett und sagt: Ich muß Dich doch was fragen, Kathrin, ich kann nimmer schlafen, ehe ich's nicht weiß.

Meine Güte, was machst Du für Geschichten! rufe ich, Du willst Dich gewiß erkälten! Erst thue Dir ein Tuch um.

Es ist nur ganz kurz, Kathrin; ich will nur wissen, ob es wahr ist, daß mein richtiger Vater ein — sie stockt — ein, wiederholt sie nochmal und es will ihr nicht aus der Kehle — daß er meine Mutter erstochen hat?

Um das klingt so, als ob einer spricht, der just mit dem Sterben zu thun hat.

Mein Jesus, wer hat Dir so etwas gesagt? schreie ich auf.

Ist's denn wahr? Ich will wissen, ob es wahr ist! Daß ich ein angenommenes Kind bin, das weiß ich, das haben sie mir schon in der Schule erzählt. Aber —

Ich weiß es nicht! lüge ich in voller Angst, frag' die Eltern, wenn sie wiederkommen. Es ist eine Schande, Dir so etwas zu sagen; wer hat das gethan?

Eine von den Schauspielerinnen, welche die alte Millern gab, antwortet sie mit sonderbarer Stimme.

Wie kamst Du zu den Schauspielerinnen?

Die Alte hatte mich von der Bühne her schon immer angesehen; ich saß mit Mila und ihrem Vater in der Prosceniumloge, und im dritten Akt, wie ich so recht hinsche und Herz klopfen habe vor Angst, was wohl mit dem armen Liebespaar wird, da klinkt hinter mir die Logenthür und eine Stimme ruft leise meinen Namen. Ich stehe vorsichtig auf, um nicht zu stören, weil ich denke, die Ernestine ist's, die mir sagen will, daß Du kränker geworden bist, oder daß die Eltern gekommen sind — da sieh draußen auf dem Gange leibhaftig die alte Millern und sagt, sie müße mich nach der Vorstellung auf einen Augenblick sprechen, sie wisse, daß ich das Pflugekind sei von dem Pfarrer und sie könnte mir etwas sagen von meiner Mutter; ich säße ja aus, als se ich ihr aus dem Gesichte geschnitten. Und da — da haben wir verabredet, Kathrin, daß sie an der Kirche drüben warten soll Mila und ihr Vater haben mich nach Hause begleitet, und dann habe ich gethan, als ob ich ihnen noch nachschauen wollt' und bin ganz fix der alten Millern entgegengelauften, die in

Kirchenportal wartete. Sie meinte aber, ich sollte auf eine Stunde mitkommen in ihre Wohnung, und weil ich doch so gern — ach so furchtbar gern von meiner wirklichen Mutter was wissen wollte — da — schilt mich nicht, Kathrin! — da ging ich mit.

Ich scheltet, Madame! Ich fand ja gar keine Worte vor Schrecken.

Die alte Millern, erzählte das Kind weiter, war noch gar nicht so alt, als sie die Schminke abgewaschen hatte. Sie wohnt da beim Kaufmann Meyer an der Gde, ganz oben; sie hat mich in die Arme genommen und immerfort geküßt und geweint und erzählt, sie sei damals dabei gewesen, als mein Vater — ach, Kathrin — und eigentlich hatte sie mich zu sich nehmen wollen, denn sie sei Mamas beste Freundin gewesen, aber sie habe nur das Bedenken gehabt, was sie als junges Mädchen mit mir habe machen sollen.

Und auf einmal fühle ich, wie sich das Kind vor meinem Bette niederwirft und bitterlich, so mit wahrer Inbrunst zu schluchzen anfängt, wie sie gestern gelacht hatte. Und dazu ich alter Kröpel, der sich nicht rühren kann, und dem die Angst bis an die Kehle sitzt!

Kathrin, ist's denn wahr, ist's denn wahr?

Ja, was sollt' ich sagen, Madame? Schweigen ist ja auch eine Antwort. Und wie sie's verstand, da hat auch sie stillgeschwiegen mit ihrem Jammern. Es war so grad die erste fahle Dämmerung des Morgens heraufgekommen und ich habe gesagt: Geh' zu Bette, mein Kind, morgen spreche ich mit Dir und dann wirst Du ruhiger; und in das Theater sollst Du auch nicht wieder, und wenn die alte Millern sich hierherwagt, dann fliegt sie hinaus, daß sie Schuh und Pantoffeln verliert.

Sie ist auch aufgestanden und der Thür zugewandt, ohne ein Wort weiter zu sprechen. Aber hingelegt hat sie sich nicht; sie ist da immer auf- und abgegangen in ihrem Stübchen. Gott sei Dank! habe ich gedacht, daß übermorgen die Herrschaft wiederkommt. Ich will doch heute morgen noch die Ernestine zur Frau Diakoniss schicken, sie soll das Kind hinüber bitten, das arme Kind! — Wenn der Herr Pfarrer wüßte, daß sie in der Stube einer Millern' gefessen hat —!

Ja, wie der andere Tag anbricht und der liebe Herrgott den Schaden besieht, kommt ein Brief von der Frau Pfarrerin: ihr Mann ist krank geworden in Bonn, und sie muß dableiben, um das Gesundwerden abzuwarten, denn sie kann ihn nicht verlassen; Martha solle nur ja recht fleißig schreiben, ob sie wohl ist, und der kranke Vater habe so große Sehnsucht nach seinem Liebling. — Martha sieht so merkwürdig aus, als sie den Brief vorgelesen hat, daß ich mich wundere; so gar nicht, als ob es ihr leid thut. Sie hat da mit den Schwarzaugen wie träumend durch das Fenster geschaut, dem sie gegenüber saß, und nichts geredet.

Madame, es war ja so leicht für das Kind, mich zu betragen; ich lag hilflos im Bette, und die Ernestine, dieser Durchgänger, für die war's ja nur so recht nach dem Gusto, das Kind noch zu bespäßen in dem, was es that, vielleicht thun mußte. Sehen Sie, Madame, ich habe zwar seit meinem achtzehnten Jahre in Pfarrhäusern gedient, aber das habe ich doch trotz allem

Predigen immer gesagt, der Mensch thut, was er muß, aber nicht, was er will; der eine wird regiert von einem Engel, wie die Frau Pfarrerin, und der andere, den heßt der Leibhaftige. Und die, bei denen schon Vater und Mutter und Großeltern und Elterneltern immer nur was mit Engeln zu thun gehabt haben, denen wird's nicht schwer, eben hübsch in der Mitte weiter zu gehen; aber so ein Kind wie unseres, wo alle Sünden schon zur Kindtaufe eingeladen sind, das hätte müssen Niefenkräfte haben, um auf dem Mittelweg zu bleiben; und sie war ein schwaches junges Menschenkind. Ja, ja, Madame, so sag' ich, denn Art läßt nicht von Art.

„Aber, Kathrin!“ unterbrach ich ihre Philosophie.

„So ist's! Und kurz und gut, Madame, der Leibhaftige hat ihr den Strick um den Hals geworfen, wie ich vorhin sagte, und das Schauspielersblut in ihr, das ist rebellisch geworden. Sie ist heimlich alle Abend in das Theater gerannt, die Willette hat sie von der alten Millern — sie hieß eigentlich Fräulein Fuchs — bekommen, und wie wir dann nachher gehört haben, ist sie nicht im Zuschauerraum gewesen, sondern immer hinter die Coullissen geschlüpft. Ich habe recht oft gehört, wie sie am Tage so vor sich hinsüßerte, und einmal habe ich sie ganz laut etwas sprechen hören unter meinem Fenster, als sie Birnen auflesen sollte, und habe mich ein wenig hochgerappelt im Bette und sehe sie da stehen unter dem Baume mit ausgebreiteten Armen; die schönen Bergmotten sind ihr aus dem Schürzchen gefallen, und ganz laut ruft sie: Ich bin gefangen, ich bin in Banden! und dann noch so Aehnliches von einem Fischer und einem Raden, der sie hätte retten können. — Ich hab' wirklich gemeint, sie sei übergeschnappt. War' ich nur nicht so elendig gewesen, ich hätt's doch wenigstens hinhalten können, bis die Eltern kamen — aber so —“

Einmal hat's im ganzen Hause gerochen, wie wenn's Festtag wär'; das Kind hat mir auch Waffeln gebracht zum Kaffee und hat gemeint, es sei doch gewiß nicht schlimm, sie habe gerade solchen Appetit darauf gehabt. Eine Stunde später ist's mir gewesen wie Tassenklappen und Sprechen im Hause, aber Ernestine hat ganz frech gesagt, es seien nur ein paar Freundinnen vom Fräulein da. Ich mußte es glauben. — Zum Unglück ist zu der Zeit auch noch der Klapperstorch zu Diakonissens aufs Dach geflogen und die haben sich nicht um Martha mehr bekümmern können; so ist denn alles ganz kommod und ohne Störung vor sich gegangen. — Ich freue mich noch eines Tages, als ich das Wochenblatt lese, daß die Schauspieler sich mit einem Gedicht verababschiedet, und denke, na, das eine Mal wird's ja nichts geschadet haben, und es ist gut, daß die alte freche Millern fortkommt. Daß sie mit dem Kinde jeden Abend beisammen gefessen haben, daß sogar der erste Liebhaber, wie sie so einen nennen, in unseres Herrn Pfarrers Studierstube, die seit Menschenalter kein unfrommes Wort gehört hat, mit dem Kinde Komödienthüde eingeübt hat — du liebe Zeit, davon ließ ich mir ja nichts träumen auf meinem Krankenbette!

Tags vorher, ehe die Bande abzieht, kommt ein Brief aus Bonn, der die Heimkehr der Herrschaft auf übermorgen anzeigt. Hab' ich da aufgeathmet! — (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Die Körperhaltung beim Schreiben. (Mit Abbildung S. 724.) Keine von den Fertigkeiten, die wir in der Schule erlernen, ist von so hoher gesundheitlicher Bedeutung wie das Schreiben. Das Schreiben ist ja eine Arbeit, bei welcher nicht nur das Auge und die Hand, sondern auch der ganze Körper in Thätigkeit gezogen wird. Fehlerhafte Körperhaltung beim Schreiben ist längst als die Quelle vieler Uebel bekannt, und längst war das Bestreben vorhanden, Mittel gegen dieselbe zu erfinden. Wer kennt nicht die große Zahl der Schreibhalter, der zweckmäßigen Stühle, Tische und Bänke, welche zu diesem Zwecke empfohlen wurden und immer noch empfohlen werden? Will man nun von allen diesen Hilfsmitteln, wo es nöthig ist, Gebrauch machen oder will man sich von Schreibhaltern und dergleichen Hilfsapparaten befreien, so muß man in erster Linie doch wissen, wie man eigentlich schreiben soll, welche Stellung des Körpers, welche Lage des Vestes u. nach den Regeln der Gesundheit zu beobachten ist. Diese Kenntniß dürfte kaum bei einem Bruchtheil der Schreibenden zu finden sein; mit der „Naturlehre des Schreibens“ sind Eltern nur selten vertraut und so kommt es, daß die Aufsicht über die Schulkinder im Hause eine höchst mangelhafte ist und diejenigen nicht unrecht haben, welche meinen, daß an den sogenannten Schulkrankheiten nicht so sehr die Schule als vielmehr das Haus schuld ist. Wir glauben darum, daß wir einem weiten Leserkreise eines Volks-

und Familienblattes einen guten Dienst erweisen, wenn wir an dieser Stelle kurz die Frage: wie sollen wir schreiben? erörtern; denn diejenigen Eltern, welchen die Bildung und die Gesundheit ihrer Kinder am Herzen liegt, werden dadurch instand gesetzt, manches Uebel rechtzeitig abzuwenden. Einer der deutschen Aerzte, welche die „Naturlehre des Schreibens“ zum Gegenstand ihrer Studien gemacht haben, Medizinalrath Dr. S. Neubold in Stuttgart, hat diese Frage meisterhaft in seinem trefflichen Buche „Schulgesundheitspflege“* behandelt, und die nachstehenden Regeln für das richtige Schreiben im gesundheitlichen Sinne bilden die Schlußfolgerungen seiner Untersuchungen. Nach eingehenden Berathungen sind sie durch Erlaß der Kultusministerialabtheilung für Gelehrte- und Realschulen in Württemberg eingeführt, dürften sich aber nicht nur für Schüler, sondern für alle, die viel schreiben und schreiben müssen, nützlich erweisen.

Sie sehen uns also an den Tisch und sollen schreiben. Wie ist zunächst das Veste zu legen? Die Antwort lautet: Möglichst genau vor die Mitte des Körpers, und zwar so gedreht, daß die Felle, bezw. der entsprechende Heftrand von links unten nach rechts oben in einer Neigung von 30 bis 40° bergan steigt oder der Heftrand mit der Tischkante einen Winkel von 30 bis 40° bildet.

* Tübingen, Verlag der G. Zampffschen Buchhandlung.

Auf dem so zurechtgelegten Heft schreiben wir nun derart, daß die Grundstriche der Schrift senkrecht zum Tischrand stehen; die Hand hat von selbst das Bestreben, diese Richtung einzuhalten, weil sie ihr am bequemsten ist, und daraus entsteht eine geneigte Schrift, deren Grundstriche mit der Heile des Schreibheftes einen Winkel von 30 bis 40° bilden.

Die Haltung des Oberkörpers bleibt dabei möglichst aufrecht, der Oberkörper findet im Rückgrat seine Stütze; ein Anlehnen des unteren Theils an die Rückenlehne des Stuhls verhindert die Ermüdung. Man sitzt ferner gerade vor dem Tisch, so daß die Querachse des Körpers oder die Verbindungslinie zwischen den Schultern parallel zu dem Tischrande steht. Die vielfach empfohlene schiefe Stellung des Körpers ist zu verwerfen. Der Körper drückt sich endlich nicht an den Tischrand, sondern bleibt etwa 3 cm von ihm entfernt.

Der Kopf erhält dieselbe Stellung wie der Oberkörper, also parallel zum Tischrande, und senkt sich ein wenig gegen den Tisch.

Auf die Tischplatte werden nur die Vorderarme und nicht die Ellbogen gelegt. Die Ellbogen halten sich etwas tiefer als der Tischrand und dürfen weder zu nahe an den Körper rücken, noch zu weit von demselben entfernt sein; die Höhe der Schulter über dem Tischrand giebt für die Entfernung den Ausschlag.

Beide Hände liegen nahezu symmetrisch auf der Tischplatte.

Die Füße stehen auf dem Boden, während der Oberschenkel wagrechte, der Unterschenkel senkrechte Richtung hat. Zur Abwechslung können die Füße auch zuweilen auf die Fußleiste vorgeschoben oder unter die Sitzbank zurückgezogen werden.

Die Schreibbewegungen werden nur durch die auf der Tischplatte befindlichen Körpertheile ausgeführt. Die Fingerspitze und das Handgelenk besorgen dabei die zur Herstellung von Buchstaben und Wörtern nötigen Bewegungen. Der rechte Vorderarm wird, um die Heile weiterzu führen, nicht nach außen auf dem Tischrand verrückt, sondern führt eine drehende Winkelbewegung um den möglichst unverändert bleibenden Stützpunkt aus.

Um eine neue Zeile zu beginnen, hat der Vorderarm die eben vollzogene langsame Drehbewegung in schnellerem Tempo zurückzumachen. Der Stützpunkt des Vorderarmes soll auch beim Vollschieben der Seite nicht verrückt werden. Zunächst wird die Verkürzung der Entfernung durch Einbiegen des Handgelenkes ausgeglichen, dann muß das Heft emporgeschoben werden.

Das sind die Regeln für das Schreiben, die uns von allen bekannten am zweckmäßigsten erscheinen, deren ungezwungene Natürlichkeit jeder an sich selbst leicht erproben kann und deren Befolgung man als eine wahre Wohlfahrt empfindet. Die Eltern mögen sie an sich selbst einüben und dann

Es giebt aber noch andere Regeln zu beobachten. „Wie oft sieht man,“ schreibt Medicinalrath Rembold, „in den Privathäusern Kinder in der Dämmerung bei trübem Kerzenlicht, bei rechtsstehender Lampe, stehend am Fenster Sims, Klavier etc. oder verkrümmt und verdreht sitzend auf zu hohen Stühlen oder vor zu hohen Tischen, in allen nur denkbaren Situationen lesen und schreiben!“ Und darum ertheilt er den Eltern folgende Rathschläge:

Wenn dein Kind zu Hause schreibt oder liest, so Sorge:

- 1) für gutes Licht. Nie lasse dein Kind in der Dämmerung oder beim trübem Schein einer Talg- oder Paraffinleuchte arbeiten! Wenn möglich, vermeide das letztere überhaupt bei künstlicher Beleuchtung, andernfalls Sorge für eine gut brennende Petroleumleuchte, die ungefähr einen halben Meter vom Kopf des Kindes entfernt aufzustellen ist! Wenn das Kind schreibt, so sei stets darauf bedacht, daß das Licht von dessen linker Seite her auf das Papier fällt!
- 2) Sorge für einen richtigen Arbeitstisch! Lasse dein Kind stets nur an einem viereckigen Tisch, nie an einem runden Tisch, an Klavier, Kommode, Fensterbrett oder ähnlichem Möbel arbeiten! Dringend zu rathen ist, beim Schreiben durch Auflegen eines Reihbrettes oder eines leicht zu fertigenden hölzernen Gestells auf dem Tisch eine leicht geneigte Ebene herzustellen, auf welche das Heft aufgelegt werden kann.
- 3) Sorge für einen richtigen Stuhl!

a) Der Stuhl sei so hoch, daß die Ellbogen des vor dem Tisch sitzenden Kindes nie über 2 oder 3 cm tiefer stehen als die Platte des Tisches. Da die meisten Stühle zu diesem Zwecke für Kinder zu niedrig sind, so erhöhe den Sitz durch Unterlage eines Kissens oder besser eines entsprechend hohen einfachen hölzernen Gestelles!

b) Den Rücken giebt stets eine Stütze durch eine untergestellte Fußbank!

c) Den Stuhl schiebe stets so weit unter den Tisch, daß das Kind beim Schreiben an die Stuhllehne bequem anlehnen kann. Beim Lesen kann der erstere etwas zurückgezogen werden. Wenn du dich an dem Stuhl keine bequeme Lehne, so hilf durch ein vorgelegtes Kissen nach!

4) An dem so hergerichteten Arbeitstisch überwach dich fortwährend, das lesende oder schreibende Kind! Halte darauf, daß es

a) stets aufrecht sitzen bleibt, d. h. daß Kopf und Rückgrat nach vorn übergebengt werden. Am besten erreichst du das, wenn du darauf dringst, daß der Rücken fortwährend an der Stuhllehne sich stützt. Wird der Stuhl beim Lesen zurückgeschoben, so darf das Buch nicht auf dem Tisch liegen bleiben, sondern muß in die Hand genommen werden.

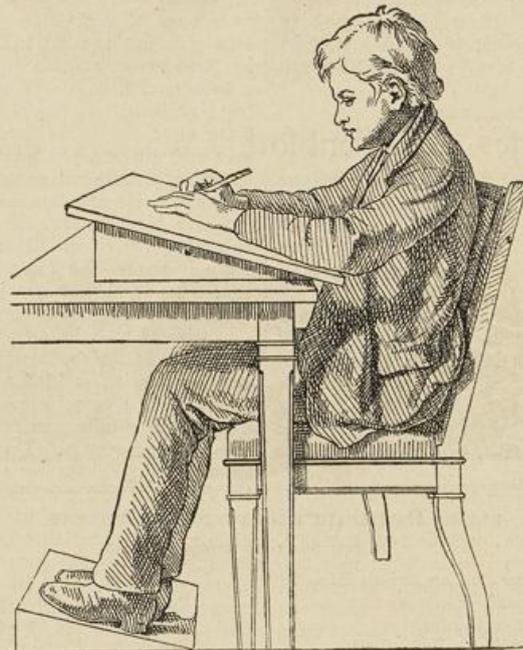
b) Halte darauf, daß das Kind sich nie seitlich verdreht. Lasse, um dies zu verhindern, beim Schreiben Heft oder Tafel stets genau vor die Mitte des Körpers legen und zwar

so schräg, daß die Grundstriche der Buchstaben in ihrer Verlängerung senkrecht auf den Tischrand zu stehen kommen! Die Verbindungslinie der Schultern stehe parallel mit dem Tischrande, die Unterarme liegen symmetrisch auf der Tischplatte.

Das sind goldene Regeln — und so klar und einfach, daß die Eltern sie nicht so leicht vergessen, die Kinder sie leicht erlernen können, und zu deren Einprägung unsere Abbildung das ihrig beitragen möge. Sind sie einmal zu Gewohnheit geworden, so wird die lehrhafte Haltung zur Qual, aus der man schleunigst zu der natürlichen und darum so bequemen zurückkehrt.

Haus und Schule haben noch viele andere Berührungspunkte auf dem Gebiete der Gesundheitspflege. — Wer sie kennen lernen will zum Besten seiner Kinder, der möge das Buch Rembold's „Schulgesundheitspflege“ lesen, gleichviel ob er Lehrer oder Vater ist.

Das Parkhaus am Hollersee in Bremer Bürgerpark (zu dem Bild S. 721). Die Nordwestdeutsche Gewerbe- und Industrie-Ausstellung, welche in diesem Sommer viele Tausende von Fremden nach der alten freien Hansestadt führte, hat sich ein bleibendes Andenken in dem Parkhaus am Hollersee geschaffen. Dasselbe, massiv in Barockstil erbaut, ist mit seiner schönen Kuppel, den schlanken Thürmen, den breiten, wohlgegliederten Fassaden ein Herd des Bürgerparks, jenes Lieblingsplatzes der Bremer Bürger, dessen Ruf weltbekannt ist. Von den breiten Terrassen des Gebäudes, die durch schat-



Die Körperhaltung beim Schreiben.

tige Baumgruppen gegen die Sonne geschützt sind, hat man eine entzückend Aussicht auf die wohlgepflegten Anlagen des Parks, die Springbrunnen und Kaskaden, welche abends in den Hauberkellen des elektrischen Lichtes funkeln. Aus dem Hollersee selber erhebt sich eine bewunderliche Bootsgrotte, die zum Anlegen der Boote dient und den Mittelpunkt für das fröhliche Getümmel auf dem Spiegel des Sees abgiebt. In der Ausstellungszeit war das Parkhaus mit seinen großen Fest- und Gesellschaftsräumen der Hauptausgangspunkt für die Besucher von fern und nahe, und es läßt sich voranschauen, daß dieses schöne Gebäude auch ferner bestimmt ist, in dem geselligen und festlichen Leben Bremens einen mächtigen Anziehungspunkt zu bilden.

Falsche Haare. Auch in Deutschland sind falsche Haare eine Ware, welche viele Abnehmer und guten Kurs hat, aber in Frankreich und in der Hauptstadt der Mode ist der Absatz derselben noch viel bedeutender. Am billigsten sind die chinesischen Haare; in Marseille, wo vor kurzem 16 Ballen derselben ankamen, erhält man schon für 3 bis 5 Franken einen chinesischen Kopf. Das chinesische Haar ist nicht so fein und leicht wie das französische, doch das braune Haar steht niedrig im Preis, höher das blonde, am höchsten das silberweiße. Eine Perücke, die aus diesem Haar gefertigt wird, kostet von 200 bis 1000 Franken. Von den französischen Departementen sind es besonders die Bretagne und Auvergne, wo der Handel mit Haaren in Blüthe steht. Die jungen Mädchen verkaufen ihren natürlichen Schmutz gegen ein hübsches Kleid oder anderen äußerlichen Fuß an die Händler, die dort in den Dörfern an Marktagen erscheinen; sie setzen sich auf die hohen Barbierstühle und geben ihr Haar der Schere preis. Außerdem kommen aus Italien, besonders aus Sicilien und Neapel, in Marseille große Haarfendungen an. Bei uns in Deutschland fehlt es zwar auch nicht an falschen Haaren, doch ist das Angebot hier kein so starkes. Im ganzen gebe unsere Mädchen auf dem Lande mehr auf diese angeborene Schönheit als auf bunten Tand, den sie mit dem Opfer derselben erkaufen könnten.

Inhalt: Sonnenwende. Roman von Marie Bernbard (7. Fortsetzung). S. 709. — Fortsetzen. Bild. S. 713. — Das Letztliche. Von Gustav Karpeles. S. 714. — Der Weininger. S. 716. Mit Abbildungen S. 709, 716, 717 u. 718. — Auf schwankem Boden. Von H. Seimburg (2. Fortsetzung). S. 719. — Das Parkhaus am Hollersee im Bremer Bürgerpark. Bild. S. 721. — Blätter und Blüten: Die Körperhaltung beim Schreiben. S. 723. (Mit Abbildung S. 724). — Das Parkhaus am Hollersee im Bremer Bürgerpark. S. 724. (Mit Abbildung S. 721). — Falsche Haare. S. 721.